

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Der deutsche Sieg beim Auto-Grand-Preis.



Der mit größter Spannung erwartete Grand Prix 1914 endete mit einem glänzenden deutschen Siege. Erster wurde Lautenschlager, zweiter Wagner, dritter Salzer. Alle drei fuhren Mercedes-Wagen.

Aus dem Reich der hohen Politik.



Phot. Trampus, Paris.

Prenk Bib Doda

Bib Doda — dieser seltsame Name kehrt jetzt in vielen Telegrammen aus Durazzo ständig wieder. Bib Doda steht, seit Eschad Pascha in der Verlobung verschwunden ist, im Vordergrund. Er ist der Führer des Bergvolkes der Miriditen, von denen man sich erzählt, daß sie es für eine Schande halten, im Bett zu sterben. Die Blutrache ist nirgends so häufig wie bei den Miriditen. Bib Doda hat seinerzeit den Eintritt in das albanische Kabinett abgelehnt aus Abneigung gegen Eschad Pascha. Sollte die jetzige Krise mit seiner Hilfe überwunden werden, so dürfte er beim Fürsten eine Stellung beanspruchen, die an Macht der Eschad Paschas nichts nachgibt, und der Fürst wird vor neuen Schwierigkeiten stehen.



Phot. Zennaro, Berlin.

Das Attentat in Sarajewo.

Phot. Trampus, Paris.

Rumänien und Rußland

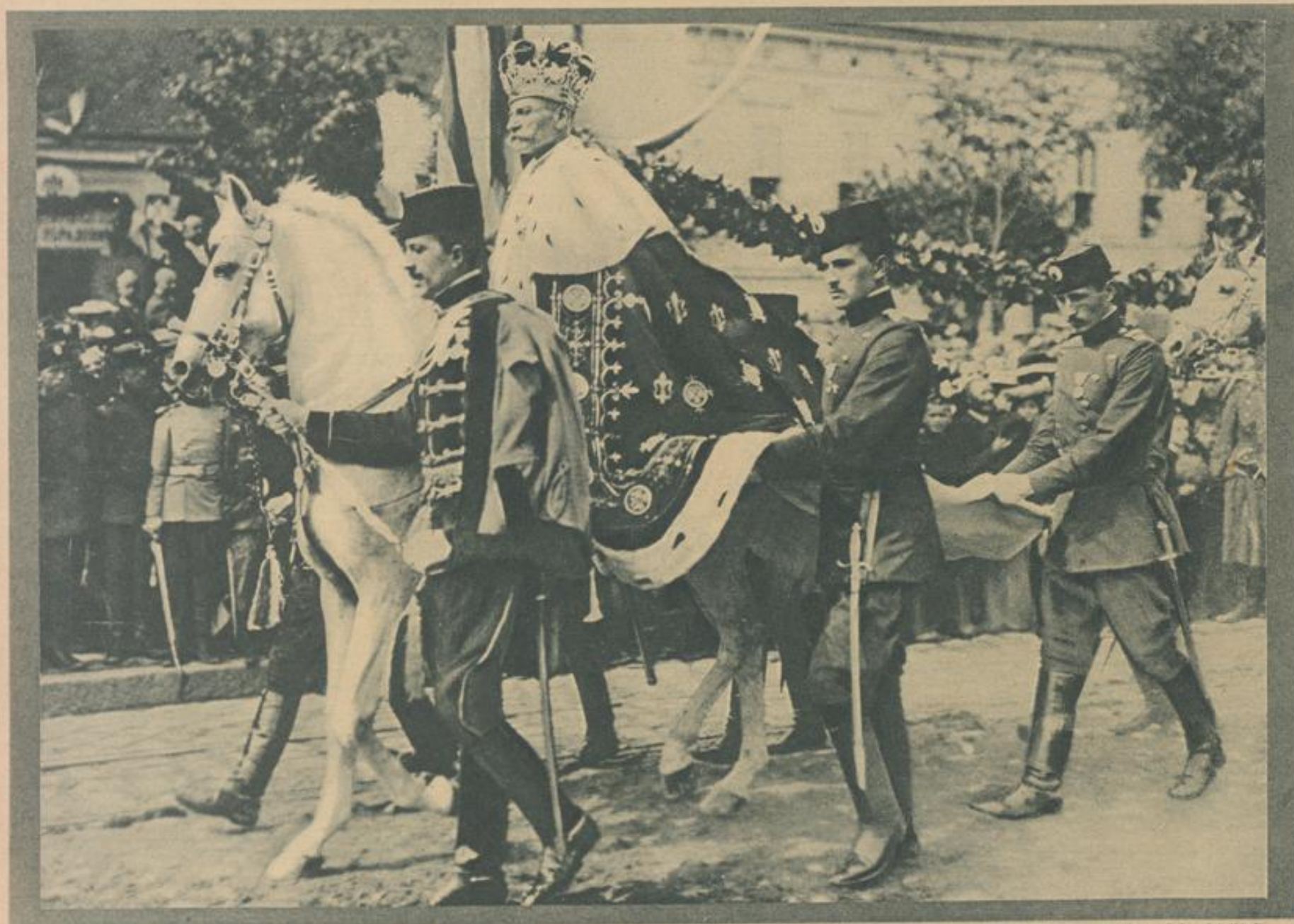
Die Verlobung des Prinzen Karl von Rumänien mit der ältesten Tochter des Zarenpaars, der Großfürstin Tatjana, soll bevorstehen.

::

Das Attentat in Sarajewo.

Alle Welt steht noch unter dem Eindrucke der Bluttat von Sarajewo und die politischen Folgen, die sie heraufbeschworen hat, sind noch nicht abzusehen. Unser Bild führt noch einmal an die Stelle der blutigen Ereignisse zurück und zeigt die Stelle, wo die erste Bombe geworfen wurde. Das Pflaster ist aufgerissen und das Fensterraster des Hauses zertrümmert.

::



Berliner Jährh. Gesellschaft.

Ein müder König.

König Peter von Serbien ist ins Seebad gereist und hat dem Thronfolger Alexander die Regierungsgeschäfte übergeben. Man glaubt, er werde abdanken. Die Ereignisse in Sarajewo dürften vielleicht seinen Entschluß bestärken.

Wie Schah Abbas den Wein lieben lernte.

(Eine persische Anekdote).

Als der Nachkomme des Propheten, der Auserwählte des Himmels, Schah Abbas den Pfauenthron seiner Väter bestieg, waren im Lande der Sonne die Sitten stark verwahrloht. Jeder lebte nach eigenem Gutdünken in den Tag hinein, niemand achtete mehr der Gebote des Propheten. Die Haschisch- und Opiumkneipen waren Tag und Nacht überfüllt, und selbst der Wein floss in Strömen die dürstigen Kehlen der Moslim hinab, so daß man hätte glauben können, man sei im Lande der Ungläubigen. Schah Abbas aber war ein gottesfürchtiger Herr. Hart, aber gerecht, wie er war, verbot er bei Todesstrafe den Genuß jedes berauschenden Getränkes. Unzählige, gleich ob hoch oder niedrig, fielen dem Schwerte des Henkers zum Opfer. Aber je mehr des Blutes floss, um so mehr nahm die Trunksucht in Persien zu statt ab. Endlich wußte sich der Schah keinen Rat mehr, und so rief er seinen Großwesir zu sich, um ihn über den schwierigen Fall zu befragen. „Nede, Wesir, warum entzagen die Gläubigen nicht dem Weine?“ — „Weil sie ihn lieben, mächtigster Herrscher, du Auserlesener Allahs!“ — „Und warum lieben die Toren den Wein, der ihren Körpern das Siechtum bringt und ihren Seelen die Pforte des Paradieses verschließt?“ — Der Wesir zuckte schweigend die Achseln. — „Antworte mir, Sohn eines Hundes, oder ich lasse dir die Ohren abschneiden und Efelsohren anhängen, damit männiglich sieht, daß du kein Weiser, sondern der Narren größter bist!“ — „Dein Wille geschehe, o Herrscher der Gläubigen, du Vater der Güte! Aber laß deinem Knechte noch Zeit bis zum Anbruch der Nacht, dann will ich dir Antwort geben.“ Mitternacht trat der Schah Gewährung und entließ den Großwesir mit warnendem Trost. Als die Sonne sich dem Horizont zuneigte, erschien der Weise



Ringer.

Photo-Verlag, Berlin-Zehlendorf.



Der neue Dauerweltrekord.

Dem Piloten der Militärsiegerschule der Albatros-Werke, Werner Landmann, gelang es, einen neuen Dauerweltrekord von 21 Stunden 50 Min. aufzustellen.

Phot. H. Zennaro, Berlin.

wieder im Königspalast und bat den Herrscher ihm zu folgen in sein Haus, dort werde er die Antwort erhalten. Im Hause des Großwesirs angekommen, führte dieser den König in einen kleinen Raum, der durch einen Vorhang in zwei Teile geteilt war. Der Wesir schlug den Vorhang zurück und bat den Statthalter, dahinter Platz zu nehmen, ich darf nicht zu geben, aber sich ruhig zu verhalten, was auch geschehen möge. Selbst kniete er sich zu den Füßen seines Herrn nieder. Bald öffnete sich die Pforte des vordern Teils des Gemachs, und einer der Diener des Wesirs führte einen Blinden in das Zimmer, ein anderer trug hinter ihm einen Mann herein, dem beide Beine fehlten, und ein dritter schob einen Bettler vor sich her, der splitternackt war bis auf einen Lumpen als Lendentuch. Der Schah schüttelte hinter seinem Vorhang verwundert den Kopf ob dieses Aufzugs. Der Schah konnte seinen Zorn kaum bemessen, als er sah, wie die Diener Wein herbeibrachten, und die drei Geladenen trotz seines strengen Verbots tüchtig darauf loszechten. Plötzlich hob der Wirt das Glas und begann begeistert den Wein zu preisen: „O edler Trank, wie schmeckt du so süß und feurig, wie bist du so klar und rein! Deine Farbe ist eitles Gold, silberglänzende Perlen zieh' ich vom Boden des Bechers steigen.“ Und einer nach dem andern fing an, den Wein zu preisen, still und laut. Schah Abbas hinter seinem Vorhang stützte finrend den Kopf, der Wesir aber flüsterte: „Weißt du nun, warum die Menschen den Wein lieben? Weil er sie ihre Leiden vergehen macht. Schaffe Leid, Sorge, Krankheit und Not aus der Welt, dann kannst du den Wein verbieten.“ Am nächsten Morgen verkündeten die Herolde den erstaunten Gläubigen die Aufhebung des Weinverbots. Der Schah selbst aber ließ von Shiras und Ispahan prächtige Weingärten anpflanzen, hatte er doch die größten Sorgen im ganzen Reich.



Endspurt im Stafettenlauf über 400 Meter.

Die Mannschaft des Münchener Männerturnvereins stellt einen neuen deutschen Rekord über diese Strecke in 42³/₄ Sek. auf (Deutsches Stadion).

Phot. H. Zennaro, Berlin.



1.



2.



3.



4.

Phot. Tillmann-Matier, Karlsruhe.

Phot. Reiter, München.

Phot. Berger, Paris.

1. **Schulinspektor Heint. Fricke** (Hamburg) starb im 61. Lebensjahre. Er war der Präsident sämtlicher Druiden-Cogen der Welt (s. 3. 1450).

2. **Frä. Marg. Brunsch**, Großhofopernsängerin (1. Altistin) Karlsruhe, ist für die diesjährigen Bühnenspiele in Bayreuth engagiert worden.

3. **Ricarda Huch**, die ausgezeichnete Schriftstellerin, feiert am 18. Juli ihren 50. Geburtstag.

4. **Giulio Ulioi**, der Erfinder des Sprengkörperzerstörers. Seine Erfindung ermöglicht es, Minen und Bomben auf große Entfernung hin zu zerstören und die Pulverkammern der Schiffe und Forts in die Luft zu sprengen. Vor einer großen Anzahl von hohen italienischen Offizieren zerstörte er im Hafen von Florenz auf eine Entfernung von 17 Kilometer vier Bomben, die mit Holtermaterial umgeben waren. Er baut jetzt einen Apparat, der auf 100 Kilometer Entfernung wirken soll. Seine Erfindung ist bisher von Italien nicht angekauft worden. Giulio Ulioi ist ein Sohn der Toskana, der italienischen Landschaft, die schon viele bedeutende Männer hervorgebracht hat. Ueber die wissenschaftliche Wirkungsweise seiner Apparate wird folgendes berichtet: Der elektrische Scheinwerfer, der mit dem Apparat zusammenhängt, sendet seine Strahlen aus um eine metallische Masse in der Entfernung zu ertunden. Ist er auf diese gestoßen,

so wirft sie die Strahlen zurück und die Hilfsinstrumente an dem Ulioi'schen Apparat ermöglichen es, genau die Masse, die radiomagnetische Kraft und die Entfernung der Metallteile festzustellen. Ist dies geschehen, so wird der Sprengkörper von dem Erzeuger der ultraroten Strahlen des Sonnenspektrums aufs Ziel genommen. Die Wirkung dieser Strahlen kann dann so verstärkt werden, daß sie auch durch starke Metallhüllen hindurchgehen und daß die von ihr erzeugten Funken die Sprengstoffe im Innern zur Entzündung bringen. Da die Funken bisher auch Isoliermassen durchdrungen haben, scheint es sich um eine Erfindung von größter Bedeutung zu handeln. Vielleicht kann es sich hier um einen jener Apparate handeln, die Nobel so sehnlichst herbeigewünscht hatte, weil sie dem Kriegsgott die Waffen aus der Hand schlugen.



Phot. Reiter u. Co., München.



Die Hitze in New York.



5. **Frank Wedekind** hat kürzlich seinen 50. Geburtstag gefeiert. Immer noch muß er um die Anerkennung ringen, aber doch hat sich um ihn ein Häuflein gesammelt, die, selbst ernste Menschen, an ihn glauben und für ihn wirken. Man mag sich zu Wedekind stellen, wie man will, man sollte aber immer anerkennen, daß er ein Dichter ist, der etwas zu sagen hat. Darüber sollte sich vor allem einmal die hochwohlgebliche Polizei klar werden.

× × ×

Die Hitze in New York.

Unsere interessanten Aufnahmen geben ein anschauliches Bild von dem New Yorker „Nachtleben“, das sich zur Zeit der großen Hitze in der Riesenstadt abspielt. Tausende von Familien kampieren vor der Haustüre, nur mit dem Notwendigsten bekleidet. Der Photograph ist durch die Stadt gegangen und hat hier und da Blühlichtaufnahmen der Schläfer gemacht, die davon sicher nichts gemerkt haben, denn die Stimmung dieser Nachtbilder ist durch keinerlei Pose getrübt.

Phot. Reiter u. Co., München.



Frau Müller. Sei gefälligst ruhig. Ich nehme nur das Notwendigste mit



Die landliche Pension mit gesamtem Familienanschluss.



Frau Müller: Diese herrliche Luft!

Der Herzog von Sorfona

Roman von Carl Graf Scapinelli

(18. Fortsetzung.)

„Danke muß ich Dir, ewig für alles danken!“ stammelte er, und in dem ganzen Wirrsal seiner Empfindungen, in der gesteigerten Sensibilität der letzten Tage schimmerten seine Augen feucht. Er tat sich selbst so leid. Er bemitleidete sich, seine Jugend, seine verlorene Liebe, seine ungewisse Zukunft.

„Ret meinen, Petro, ein zukünftiger Held weint net!“ Sie sagte es so lieb, so überzeugend, daß er sie anlächeln mußte.

„Alles wäre leichter, wenn Du es mit mir trügest!“

„Ich trag's ja mit, hab's ja so lange allein getragen, aber jetzt sei vernünftig, jetzt kommt Dein Mannesalter, das verlangt Taten, Festigkeit, Härte vielleicht!“

Durch diese paar Worte fühlte er sich aufgerichtet.

„Du hast recht“, erwiderte er, „ich bin eben arg nervös von der Fahrt, von allen traurigen Eindrücken!“

„Ist es so traurig, seinen früheren Schatz zu sehen, Petro?“

Er lächelte nur und sah sie halb zufrieden an. Sie zwang sich zum Gessen, stieß leise mit ihm an, war selbst tapfer und guter Dinge. Er sollte sie in angenehmer Erinnerung bewahren.

Da begann er langsam: „Deine Stelle befriedigt Dich? Nicht wahr, sie muß Dich ja befriedigen, Du findest überall Anlaß, Dein Talent hilfst Du weiter. Eine große Künstlerin bist Du geworden. O, ich weiß, ich hab's gesehen!“

Durch Dich, Petro, durch Deine Liebe, das soll Dich stolz machen!“

Wenn's so wäre, wär ich nicht ganz untauglich. Es ist schön, durch seine Liebe in einem anderen das Beste werden zu können!“

Sie hatte das Essen weggeschoben.

„Ist Du nur so wenig, Kanny?“ fragte er besorgt.

„Viel eh' ich überhaupt nicht, ich muß schlafen bleiben. Heute aber habe ich gar keine Zeit dazu, ich muß noch mit Dir plaudern! Aber Du bist ja müde und abgespannt und brauchst Schlaf, ich darf Dich nicht lange zurückhalten!“

Ihm war es gar nicht recht behaglich mehr. Die Unrast in seiner Seele trieb ihn an, sich zu verabschieden, und der Anblick Kanny's hielt ihn doch. Er hätte gerne seine Gedanken, die Eindrücke dieser Stunde in sich geordnet. Doch er war zu müde, sie zu überdenken.

„Darf ich nicht mehr bleiben?“

„Besser ist's für dich und mich, Du gehst!“

Da erhob er sich langsam. Ein halbes Verlangen, die Vergangenheit wieder herauf zu beschwören, lag in seinen Zügen. Aber ihre Worte waren stärker als dieses. Er reichte ihr die Hand, küßte sie lange. „Leb wohl, Kanny, denk' an mich, wenn Du von Sorfona liehst!“

Dann ging er zur Türe. Sie nickte ihm zu, begleitete ihn bis an die Treppe, rief der Köchin, ihm hinab zu leuchten. „Leb wohl!“ sagte auch sie.

Tief aufseufzend trat sie wieder in ihr Zimmer, fuhr sich mit der Hand vor die Stirne, als wollte sie einen Traum bannen, der sie umgaukelte. Vom Schreibtisch nahm sie sein Bild, sah aufmerksam in die Augen der Photographie, ob diese damals nicht anders drein gelaugt. Fast schien es ihr so. Aber das war ja alles gleich, alles war ja aus. Ihre Jugend, seine Jugend war begraben.

Sie hielt das Bild an die Lippen, Tränen glänzten in ihren Augen, milde Tränen, denen kein Schluchzen folgte. Sie hätte ihn nicht verwirren dürfen, sich noch unglücklicher machen, und langsam murmelte sie: „Armer Petro!“

XII.

Ein Pochen an der Schlafzimmertüre weckte Prinz Petro am anderen Morgen aus einem dumpfen, todähnlichen Schlummer.

„Ich glaube, königliche Hoheit werden zu müssen. Die gnädigste Herzogin hat schon öfter nach königlicher Hoheit gefragt“, sagte der eintretende Kammerdiener.

„Ja, es ist gut!“ Rasch erhob er sich. Er wollte noch die gestrigen Eindrücke überdenken, aber schon drängten neue in ihm nach. Die Großmutter rief. Eine seltsame Unruhe herrschte in der sonst so stillen Villa der Herzogin.

Unwillkürlich empfand er, daß es so besser sei, daß er den müßigen Gedanken von gestern nicht mehr nachhängen dürfte. Was aus war, war aus. Nur nicht Geister beschwören, nur nicht weich sein, jetzt, da man ihn rief.

Er wusch sich, kleidete sich sorgfältig an, — wählte einen Gehrock und dunkle Strawatte.

Nachdem er aus seinem Zimmer getreten, da kam

„Das übrige besprechen wir draußen. Das ist ja netzenjächlich!“

Die alte Herzogin nickte, dann sagte sie ruhiger: „Aber Abschied will ich doch nehmen von Petro! Erzählen, lassen Sie mich mit ihm allein!“

Sie wartete ungeduldig, bis der Graf hinausgegangen war. Dann zog sie Petro ganz dicht an sich heran. Flüsternd, höfweise sagte sie:

„Du hast schon manches dem Thron im voraus opfern müssen, armer Petro. Aber Opfer machen solz. Deine junge Liebe, die Eltern, viel Schönes. — Doch dafür winkt Lohn. Sei zäh und hart, — hart wie Eisen! Laß Dich nicht rühren, wenn Du weißt, daß Du recht tust! — Trau niemandem, — halt alle für schwache Menschen, — nur Dir trau, Dir und Deinem Gefühl! Wenn Du oben bist — ihr Herr — dann mach' sie glücklich. Wachse, wachse über das Volk — das heißt regieren. Such' da ein Dein Glück! Ich bin bei Dir im Geiste — auch wenn ich nicht mehr am Leben bin!“

Sie küßte ihn auf die Stirn, machte ein verschämtes Kreuzchen darauf. „Jetzt geh!“ Ihre Stimme erstickte.

Aber er konnte nicht gleich gehen. Er beugte sich über ihre magere Hand und küßte sie, dankbar für ihren Glauben an ihn, dankbar für ihre Tapferkeit, ihren Mut, den er in sich jetzt fliehen fühlte.

Dann ging er auf den Zehenspitzen hinaus und hörte sie in die Rissen zurückgefallen ganz leise schluchzen.

Draußen nahm ihn schon Veiano Galli in Beischlag. „Es ist keine Zeit zu verlieren. Wir fahren mit dem Süd express. Für Autos und Wagen ist unten gesorgt!“

Ein Kammerdiener brachte ihm den Hut und Ueberzieher. Sein Koffer war schon gepackt.

„Wir haben gleich die Uniform beilegen lassen!“ sagte Veiano Galli. „Für unten ist sie von Wichtigkeit.“

Phot. Gebr. Hordel, Berlin.

Helgoland. Blick auf die Westküste mit Oberland und Leuchtturm.

ihm schon ein Lakai entgegen: „Ihre königliche Hoheit die Herzogin lassen den Prinzen bitten!“

„Es ist recht!“ Er kam in den Vorraum des Schlafzimmers, die Kammerzofe meinte: „Se. Erzellenz der Herr Graf sind drinnen, aber königliche Hoheit sollen nur gleich eintreten.“

Er klopfte und trat ein. Die Herzogin war heute noch nicht so gepflegt wie gestern. — Alt, klah, leblos schien sie jetzt. Doch da sie seine Schritte hörte, ließ sie sich ungeduldig aufrichten. Sie starrte ihn mit hohlen, glanzlosen Augen an. Wie ein Geist erschien sie ihm. Nun sprach ihre Stimme matt, schwach — und doch noch voll Lebenswillen.

„Es — ist — so weit. Sie rufen Dich, Petro! — Geh! — Ich wußt' es ja, daß ich es erleben würde!“ Graf Veiano Galli, selbst bleich und erregt, meinte: „Königliche Hoheit, ich will das Nähere mit dem Prinzen draußen besprechen!“

„Hier, hier vor mir!“ befahl ihre matte Stimme. „Königliche Hoheit haben ja alles selbst schon bestimmt. Es wird Sie unruhig erregen, ermüden!“

„Das ist gleich, ich will's hören, ob alles so richtig ist!“

Da begann der Graf, der gewohnt war, ihr zu gehorchen: „An der spanischen Grenze werden königliche Hoheit von einem Trupp Getreuen erwartet. Ich selbst werde Ihnen bis dorthin das Geleit geben. Der Koffi hat die Erlaubnis, ins Ausland zu gehen, vom Kriegsministerium nicht erhalten.“

„Es ist besser so!“ meinte die Herzogin leise.

„Wer bleibt bei Dir, Großmama, Du kannst doch nicht allein bleiben!“

„Ich bin nicht allein, ich reise im Geiste mit, ich kämpfe im Geiste mit Euch! Ich will ja Deinen Sieg noch erleben!“ flüsterte sie mit rauher, erregter Stimme.

Am Portal stand schon eine Equipage bereit. — Ohne Zögern, ohne viel Gedanken stieg Prinz Petro ein.

Die Augen des alten Mannes an seiner Seite glänzten, seit einem Menschenalter hatte auch der auf diese Stunde gewartet. Er war voll Freude und Zuversicht. Durfte Petro da sein sein?

Die Fahrt war Petro wie im Traume vergangen. Die Abgespanntheit der letzten Tage ließ ihn dann und wann einnicken, — in den anderen Zeiten sprach Veiano Galli auf ihn ein, sprach von Sorfona, charakterisierte ihm eingehend die Führer der Bewegung, zeigte ihm auf Karten den Weg, gab ihm Aufschluß über alles.

Prinz Petro kam sich vor, als mache er eine Erkundung in ein Märchen- und Traumland, — schon fuhren sie über französischen Grund. Alles war für ihn neu, interessierte ihn. Die kleinsten Dinge lockten seine Aufmerksamkeit auf sich.

Ein seltsames Leben kam über ihn, eine Lust zu Abenteuern.

Noch wenige Stunden, dann waren sie an der Grenze, von dort sollten sie in Wagen- und Autofahrten erst ins Herz dieses Reiches dringen, in dem, eingeschlossen von anderen Provinzen, sein Land lag.

Wädlich war es ihm eingefallen, daß er nicht einmal Zeit gehabt hatte, von seinen Eltern Abschied zu nehmen. — Jetzt, wo ihm Graf Veiano Galli die offizielle schriftliche Verzichtserklärung seines Vaters auf den Thron von Sorfona zu Gunsten des Sohnes gezeigt hatte, die der Minister sich in den letzten Wochen persönlich geholt, fielen ihm die Eltern ein, — und mitten auf fremdem Boden, mitten von fremden Menschen umgeben, überkam ihn ein leises Heimweh nach dem ruhigen Winkel Annaberg.

Schwer war dem Herzog Heinrich dieser Verzicht nicht geworden, es war nur eine Formtatsache, lächerlich vielleicht für ihn, der von jeher von diesem Prätendententum nichts wissen wollte, und doch hatte es ihm tief ins Herz geschnitten, denn er unterschrieb damit indirekt für seinen einzigen Sohn eine Menge Gefahren, ein unruhiges Leben, vielleicht eine Waise für die ganze Familie.

„Was die Mutter, die gute, liebe Mutter, dazu gesagt hätte?“ Sie, die so fest an ihm hing, sie die ihn „wegen des vielen Geldes“, wie sie verschämt lächelnd zu jagen pflegte, der Großmutter und ihren Plänen überließ, sie, die bis jetzt über alle Ideen heimlich gewacht, — nun würde sie in tausend Angsten sein, in tausend Nöten.

Ihre Gedanken waren bei ihm — er fühlte es genau, — wenn er sich nur vorher ihr gegenüber hätte aussprechen können!

Ganz einsam kam er sich vor. Was er liebte, wem er vertraute, der blieb dort oben im Nordosten zurück — er fuhr ins Ungewisse, ins Unbekannte zu Fremden, die vorgaben, ihn zu rufen.

Aber jäh riß ihn das Halten des Zuges, das geschäftige Getriebe an der Grenzstation aus seinen Gedanken. Finanzbeamte kamen in den Wagen und musterten das Gepäck. Grenzgendarmen standen am Bahnhof. — Ein heftiges Herzflößen befiel ihn, ob sie nichts von seiner Ankunft ahnten, — ihm schien in seiner Erregung, als müßte ihn der Beamte doppelt genau.

Gottlob — nun war es vorüber. Es wäre schrecklich gewesen, schon an der Grenze erkannt, schon vor dem Kampf unschädlich gemacht, nicht in das Land eingelassen zu werden.

Sie hatten noch einige Stationen zu fahren, bis zu jener, wo sie den Wagen besteigen wollten, den Getreue schon bereit hielten.

Alle Angst, alle kleinen Gedanken waren jetzt zerflogen. Nun sah Prinz Petro froh und frisch in die Welt — hinaus ins neue Land. Jeden Bauer auf dem Feld musterte er, jeder Baum, jeder Strauch schien ihm anders. Alles war umwoben für ihn von jahrelangem Träumen.

Die Großmutter hatte ja schon dem kleinen Enkelkinde von diesem Lande erzählt, wo Milch und Honig floß, wo der Bauer in bunter Kleidung ging, wo die Mädchen in ihrer farbenfrohen Nationaltracht wie Prinzessinnen aussahen.

Dann und wann hörte er Graf Vesano-Galli ein oder das andere erläuternde Wort sprechen, aber er horchte kaum hin.

Das alles sollte so sein und bleiben, wie er es sich vorstellte, wie er es geträumt.

„Es ist Zeit, Signor Logrone, sich zu richten!“ sagte der Graf zum Herzog.

Dieser sah ihn einen Augenblick ob der merkwürdigen Anrede erstaunt an, dann lachte er, ja richtig — hierzulande reiste er unter diesem Insignis, — der Feinde wegen.

Wie das klang: Logrone. Einfach, schlicht, wie ein Bürgername. Es amüsierte ihn fast.

Schnell nahm er sein Gepäck herunter, — seinen Ueberzieher, — und geduldig setzte er sich wieder.

„Man sieht schon die Türme des nahen Städtchens!“ meinte der Graf.

Weit legte sich Prinz Petro zum Fenster hinaus, um sie zu erspähen. Die Gegend war gebirgiger geworden — romantisch — das paßte zu seiner Vorstellung, obwohl sie noch Tagereisen von Sorbona entfernt waren.

Der Zug hielt — nur eine Minute. Ein alter, schmutziger Bauer stand am Bahnsteig, stürzte auf sie zu, riß die Koffer an sich und wollte sich über Prinz Petros Hände beugen, um sie zu küssen.

Aber Graf Vesano rief ihm ein zischendes „Vor-sicht!“ zu.

„Der erste Untertan —“, dachte Petro, — ein schmutziger Bauer, alt und schwächlich — der noch seinen Großvater gekannt und jetzt ihm mit dem Fuhrwerk entgegengekommen war.

Die Sonne brannte heiß hernieder, als sie zu dem Bauernfuhrwerk schritten, das vor dem unsauberen Bahnhofsgelände wartete.

Mit einem Ueberschlag voll feuriger, südlischer Worte, deren einzelne Bedeutung Prinz Petro wegen des Dialektes kaum verstand, wurden sie gebeten, einzusteigen.

Der Bauer hielt auch an die beiden Pferde, die müde im Sonnenbrand dastanden, eine kleine Ansprache, die ihren Ehrgeiz und ihren Stolz anseuern sollte, da sie den zukünftigen Herzog von Sorbona bis zu dem nächsten Schloß des Grafen Margazzi zu bringen hatten, der selbst, um jedes Aufsehen zu vermeiden, nicht gekommen war.

Und so setzte sich das kleine Fuhrwerk mitten durch den Staub und Schmutz des Städtchens in Bewegung. Grelles Licht und kalte Luft, daß man sich dadurch geblendet fühlte, schimmerten die kleinen Häuser der holperigen Straße ihnen entgegen. Vor den primitiven Läden stand da und dort ein buntgekleidetes, häßliches, altes Weibchen — ein müßiggelender, zerfetzter Mann. — Nun kamen sie zum großen Platz mit einer schönen, byzantinisch-stolzen Kirche. Daneben irgend ein halberfallener Renaissancepalast. Am hübschen Brunnen labte

sich eine Kuhherde. Enten und Hühner wichen gackernd und schreiend dem Fuhrwerk aus. Brütende Mittagsbige — brütender Mittagschlaf überall. — Nur ein Schar lautstührender, spielender Kinder brachten Leben in die toten Straßen.

Langsam begann der Weg zu steigen, tiefer schnitten die Räder in den hohen Staub der schlechten Straße.

Im Hintergrund tauchte eine stolze, kahlköpfige, braunblaue Gebirgskette vor ihnen auf. Rechts — links wuchsen noch längs der Hügel Weinreben. Aber ferne leuchtete schon Wald.

Die Pferde gingen längst in Schritt, der Bauer war abgestiegen.

Er blickte hinüber auf die Höhen und meinte zu dem jungen Prinzen: „Wie schön ist unser Land, Majestät!“ „Zag! Signor Logrone, — Bauer!“ rief der Graf. „Wir sind in Feindesland!“

Nun ließ der Alte eine Flut von Verwünschungen aus, murmelnd, nur zwischen den Zähnen knurrend — gegen die jetzige Regierung, gegen den jetzigen fernern Herrn, gegen die Beamten und gegen die hohen Steuern!

Gottlob, jetzt bog sie in einen Orangenhain, — ein wenig kühler wurde es doch, — denn Prinz Petro empfand nach der langen Fahrt die Hitze recht unangenehm.

„Wir hätten unser Auto mitnehmen sollen, Erz-leuz!“

„Damit sie uns schon an der Grenze festgenommen hätten,“ sagte dieser entsetzt. „Sie können überzeugt sein, daß alles reiflich überlegt ist. Beim Grafen Margazzi werden Sie Bequemlichkeit vorfinden, die Herzogin hat das selbst so angeordnet.“

Je höher sie kamen, desto schöner wurde der Ausblick, — nun ging es auf dem Hochplateau eine Weile eben dahin.

„Wie lange haben wir noch bis zur Grenze?“ fragte Prinz Petro ermüdet.

„Vier — fünf Stunden!“

Er seufzte auf. Das war eine endlose Fahrt. Die Abspannung nahm ihm allmählich jeglichen Genuß. Langsam, ganz langsam begannen die Schatten länger zu fallen, langsam, ganz langsam kam die Kühle des Abends über die Höhen. Ein heiliger Friede schien sich über das Land ergießen zu wollen — über das Land, in das dieser stille, junge Prinz Kampf bringen sollte.

Noch waren sie nicht auf dem Boden des ehemaligen Herzogtums, und schon dunkelte es, schon sank die Nacht hernieder. Die Pferde wurden immer müder, der Bauer, der so redselig gewesen, verstummte.

Durch kleine Dörfer fuhren sie, — an alleinstehenden Höfen vorüber. — — — Endlich um 9 Uhr abends langten sie vor einem einsamen Gasthof an. Es war ausgeschlossen, heute noch weiter zu wollen, auch war hier vor der Grenze ein Ueberrachten vorgesehen, alles war bestellt für Signor Logrone. Nun stiegen sie aus, der Wirt mit der Laterne kam.

„Ah, die Herren, wir erwarten Sie schon!“ Aus dem demütigen Mädel schloß Graf Vesano-Galli, es sei ein Eingeweihter, einer der Ihren.

In der schlecht erleuchteten Gaststube war bereits ein Tischlein gedeckt. Nur ein Fuhrmann saß noch darin, der hier seinen Wein trank. Sogleich brachte die Wirtin zwei Hühner auf der Pfanne, dazu Salat, merkwürdiges, pappiges, süßes Kompott und eine große Flasche Wein.

Petro aß mit Appetit, sprach dem Wein zu und fühlte sich plötzlich gestärkt, weniger matt, weniger gedankenlos, weniger unglücklich. — — —

Es wurde nur wenig gesprochen, der Wirt schien direkt vor ihnen Schilbucke zu stehen.

Als der Fuhrmann, der noch im Zimmer geessen hatte, gegangen war, kniete er zum erstenmal tiefer, tat geheimnisvoll und meinte, es sei ihm eine große Ehre, und auch der Herzog würde sicher, wenn er einmal regiere, ihm diesen Unterschlupf nicht vergessen. Ein paar Goldstücke, die ihm Graf Vesano-Galli in die Hand drückte, lösten eine Anzahl Schwüre bei ihm aus, daß er seinen Mund halten werde, daß er alles Glück wünsche — und nun entpuppte auch er sich in einer Flut von Verwünschungen als grimmiger Feind des jetzigen Regimes.

Ein schmutziger, niedriger Raum diente Petro und dem Grafen als Schlafzimmer. Liegen und Rücken summten darin umher, die Betten waren überbreit und weich, daß man darin fast verankert.

Der Prinz wollte das Fenster offen lassen, aber der Graf meinte, dann kämen noch mehr Insekten herein, und so schloß man es.

Einen Augenblick hatte Petro geschlafen, — dann erwachte er wieder, warf die Decke weg, legte sich wieder hin — sprang auf — rannte zum Fenster, riß es auf — starrte hinaus in die Stille der Nacht.

Unsern murmelte ein Bach sein eintöniges Lied, sonst war es ganz ruhig. Wieder versuchte er zu schlafen — aber er war das alles nicht gewohnt, die Umgebung, die niedrige Zimmerdecke, das Bett, die Hitze, das leise Summen der Fliegen. Bach lag er mit aufgerissenen Augen da — starrte ins Dunkle und sann nach, wo er sich befand, — welche Last und Haß das Regierenwollen über ihn brachte.

Mitten in der Wildnis eines fremden Berglandes lag er in einer schmalen, schmutzigen Kammer, wo sonst Fuhrleute, Hausierer, Händler nächtigten. Sein Bett

steckte ihn. Er blieb starr liegen, um nicht um sich greifen zu müssen.

Stunden verrannen, abenteuerliche Gedanken quälten ihn, er verwarf den ganzen Plan und sah doch ein Königsschloß winken. Dann dachte er an die Großmutter, die allein in Wien lag, sich aller ihrer Getreuen feinetwegen entledigt hatte und die zufrieden war in der Hoffnung, in dem Bewußtsein, ihn hier zu wissen.

Da nahm er sich wieder vor, tapfer, hart zu sein, die Strapazen und Unbequemlichkeiten zu tragen, wenn es nur Licht, Tag würde, — dann wäre es schon gut.

Neben ihm schnarchte der alte Graf, — glücklich in dem Gefühl, einen großen Augenblick mit zu erleben, mit herbeigeführt zu haben. Und Petro schämte sich, daß der alte Mann dies alles leichter trug, als er, der Jüngling.

Endlich begann der Tag zu grauen. Da eilte er zum Fenster, riß es wieder auf, beugte sich hinaus, sog gierig die kührende Morgenluft ein und starrte in die allmählich heller werdende Landschaft. Die Vögel sangen an, sich zu rühren, die Farben der Bäume, der Stämme wurden kräftiger, — nun glänzte die Kette der Berge schon im Morgenrot.

Schön, traumhaft schön erschien ihm dieser erste Morgen im fernem Land. Alle bösen, quälenden, beängstigenden Gedanken waren vergessen, — das Naturschauspiel hatte ihn freudig gestimmt. Er schlüpfte in die Kleider, wusch sich, ohne daß der alte Graf erwacht wäre, und ging leise die knarrende Treppe hinab, — kam zum Stall, sah nach den alten Säulen, die ihn gestern gefahren, und mußte auf einmal an seinen „Teufelskerl“ denken, — wenn der Pferdsknecht ihn nur unverfehrt nach München brachte. Sobald er hier festen Fuß gefaßt, wollte er ihn sich kommen lassen.

Da stolperte auch schon Graf Vesano-Galli halb bekleidet, das Einglas, wie immer, korrekt im Auge, die Treppe herab.

„Da sind Sie ja!“ rief er noch ganz erregt. „Mich so zu erschrecken — wie ich erwache, waren Sie verschwunden — ich dachte schon das Schrecklichste.“

Petro lachte ihm ins Gesicht. „Warum so ängstlich?“

„Ich bin doch Ihrer Großmutter für alles verantwortlich, Petro!“, dann humpelte er hinaus, um sich mit Mühe anzuziehen. „Noch eines“, rief er hinterher, „um Gottes willen keine Vertraulichkeit hier mit irgend einem Menschen!“

„Ich habe noch keinen wach zu Gesicht bekommen,“ meinte Petro.

Plötzlich amüsierte ihn die Geheimnistuerei, die ganze Romantik dieser Reise.

Der Kutscher kam jetzt auch schlaftrunken herab in den Stall. Petro half die Pferde füttern, streichelte sie — und dachte an seine eigenen.

„Der Herr können mit Rössern gut umgehen,“ meinte der Bauer, — „da sind der Herr ein guter Mensch! So sagt man bei uns. O ich hab' den seligen Großvater noch gekannt, ein gnädiger Fürst, ein gerechter Mann. Gott hab' ihn selig. Und wurde vertrieben. Aber nun zeigen wir es ihnen — wir Sorbonesen, — nun kommt die Rache! Ja, ja!“

So sprach er fort, und Petro hatte Mühe, seinen kranken Dialekt zu verstehen.

„Wird ein heißer Tag heute, kommen überhaupt heiße Tage, Herr — darum ist es besser früh aufzubrechen!“

Eine halbe Stunde darauf, nach einem rasch genossenen Frühstück, fuhren sie weiter.

Steil stieg die Bergstraße an. Nun hieß es auch für die Passagiere aussteigen und neben dem Gefährt einhergehen. Heute kamen ihnen schon mehr Menschen entgegen, — tiefen ihnen ein Gruß zu, sahen den noblen Herren erstaunt nach — murmelten allerlei Mutmaßungen über die Ankömmlinge.

Geheuer schien ihnen schon seit Wochen die Sache nicht. Es mußte etwas vorgehen, — dort droben am Schloß — aber was ging sie das an, sie zerbrachen sich ihre schwarzen Köpfe darob nicht weiter.

Endlich waren sie auf dem Boden des früheren Herzogtums. Ganz feierlich wurde es Petro zumute, als er es vom Grafen erfuhr. Und ganz anders schritt er plötzlich einher neben dem Fuhrwerk, ganz anders sah er in die Welt — in seine Welt. —

„Ueber diese Straße floß damals der Herr Großvater. Ich sehe die Herzogin noch — das Kind, Ihren Herrn Vater am Arm!“ sagte der alte Graf.

Und diese Szene der Flucht, von der er so oft gehört, stand jetzt lebhaft vor ihm. Ein kalter Schauer rann ihm über den Rücken, und doch ersahte ihn ehlicher Stolz.

Vor fünfzig langen Jahren waren sie vertrieben worden, nun kam er, um das Geraubte zurückzuerobern.

Als sie das Wägelchen wieder bestiegen und langsam in den warmen Morgen hinein traten, kam ihnen ein Auto entgegen, — knatternd blieb es stehen, harrte auf ihre Vorbeifahrt. —

Graf Vesano-Galli sah gespannt hin — eine Gefahr vielleicht — Nun erkannte man den Grafen Margazzi und die Contessa Amalia. Schon winkten sie — bald war man so nahe, daß man sich durch Zurufe verständigen konnte.

„Endlich, endlich!“ rief der alte Margazzi. Man ließ das Gefährt halten, stieg aus.

(Fortsetzung folgt.)

Heimkehr.

Von Turbo, Frankfurt am Main.

Durch die verdickte, von Kadelwäldern umfränzte Ebene raste im Dunkel der Zug. Weiße Felder drehten sich vorüber, halbverleichte Gräben blinzelten auf und verschwanden, Wegsäulen mit trübem Lichtlein, stumme und schwarze Dörfer blieben zurück. — Nun donnerte der Zug über eine lange, ungefüge Eisenbrücke, die wie ein schwarzes Urtier den weißschimmernden Strom umschallte, schon stimmerten die Lichter der Station, knirschend fuhren die Bremsklötze auf die stählernen Räder. — freischend und schraubend stand die schwere Wagenteile.

Neber den leeren Bahnsteig hin glänzten die Lichter aus den Fenstern des wieder anhaltenden Zuges; schnell und immer schneller glitten sie über das Stationsgebäude, verschmolzen zu einem breiten Lichtbunde und enteilten. Nur das rote Schlupflicht glomm noch eine Zeitlang, dann verlor es sich in Nebel und Nacht. . . .

Der Mann, der als Einziger den Zug verlassen hatte, stieg die Treppen des Ausgangs hinab zur Chaussee, die zum Städtchen führte. Eben hatte die Stationsuhr vier geschlagen. Es war noch finstern, doch im Schneelicht war der Weg als dunkles Band gegen die weiße Ebene zu erkennen. Rings war kein Laut hörbar als die Schritte des Fremden.

„Allein, ganz allein!“ . . . Johannes sagte die Worte vor sich hin, den Stof fastmächtig in den Schnee am Wegrand stoßend. Nach ein paar Minuten hielt er an und sah sich um. . . . Hier mußte sich doch gleich der Weg gabeln. Richtig, da drüben ragte schon der alte Wegweiser. Wie damals, alles noch wie vor elf Jahren. Johannes nahm den Hut ab wie zum Gruß. Der kalte Wind fuhr ihm durch das dünne Haar. . . . Links ab ging nun der Weg zum Städtchen, von dem ein paar Lichter herblimmerten.

Er schritt scharf aus. Seine Lippen bewegten sich im Selbstgespräch unabläßig. Dann hatten sie plötzlich die Frage gefordert, um die seine qualenden Gedanken beständig kreisten: „Was willst du eigentlich hier?“ Warum war er einen Tag und eine halbe Nacht wie unter einem Zwang ohne Aufenthalt gefahren? Weshalb stand er nun hier, genau so wie vor elf Jahren an diesem Wegweiser und sah wie damals ins Dunkel? Ja, ja — das war es, was ihn hergetrieben hatte: Noch einmal alles hier sehen, noch einmal alle die lieben alten Wege gehen, die sie damals zusammen gegangen waren, noch einmal vor dem alten Hause stehen und vor dem Fenster, hinter dem „sie“ gesessen. Nur noch einmal davor stehen, heimlich, unerkannt und un gesehen, einmal noch mit der Hand die Türklinke berühren, auf der vor wenigen Stunden wohl ihre schmale weiße Hand gelegen. . . . Einmal noch von der vertrauten alten Brücke hinabstiegen in den Strom, auf dem sie so oft zusammen im Boot gefahren. Und wiederum vom Vergnügen hinüber blicken auf die im Dunst verblühende Stadt und den Rathensturm, dessen Windmühle in Augenhöhe war. Und das breite Wasser drüben sehen, auf dem die weißen Segel entlang glitten, — und wieder die fernen Hügel schauen und die weite Ebene ringsum, aus deren hohem Nöhrich die Wildenten stiegen. . . .

Damals — Der Nebel wurde dichter, je näher Johannes dem Städtchen kam. Schon mündete die Chaussee in die Hauptstraße, die finstern dalag. Er kannte jedes Haus. Es schien alles unverändert, als er die hallende Straße entlang schritt. Dann stand er am Markt und wandte sich nach rechts.

Da lag das Haus. Schwarz und still. Nur ein schmaler Lichtschein fiel aus dem Flur auf die Straße. Wie damals. Alles wie damals. Es war, als ob die Jahre spurlos vorbeigezogen wären. Gedankenverloren, von tausend Erinnerungen bestrahlt, starrte er hinüber und nahm das vertraute Bild wieder in sich auf.

Der Türspalt wurde breiter, eine Klingel schlug leise an, und ein Mann erschien auf der Schwelle. Johannes trat in den Schatten einer Mauerecke. Denn der dort in der Tür stand, war Meister Harder. Aber der blieb nur kurze Zeit stehen, sah in den Morgennebel hinein und auf die menschenleere, stille Straße, schlug dann, um sich zu wärmen, mit weitandholender Bewegung die Arme um seinen Körper und ging zurück ins Haus. Wieder klang der schwache Laut der Klingel, der breite Lichtkreis aus dem erleuchteten Flur verschwand, und nur noch ein schmales helles Band lag auf der dunklen Straße.

Johannes stieg jetzt vorsichtig die zwei Stufen zur Tür empor und sah durch das runde Guckloch, aus dem das Licht drönn. Durch den langen Flur konnte er bis tief hinein in die Kuchstube sehen, deren Tür weit offen

stand. Die Geisellen haunierten eifrig. Niemand sah ihn, niemand. Und das war ja gut. Aber es war doch wohl besser, wenn er jetzt ginge, ja, es war gewiß das Beste. Und doch konnte er nicht fort. Es würgte ihn am Hals, als er mit der Hand streichelnd über die Türklinke fuhr. Die Tränen kamen ihm in die Augen. Er ging die Stufen herunter und trat leise zum Fenster. Der Vorhang war nicht herabgelassen, ebenso wie sie es früher taten. Er starrte auf das schwarze leere Fenster. Hier, hinter diesen Scheiben hatte sie gesessen, hier hatte er im Vorübergehen zuerst ihr feines herbes Profil erblickt, als sie über eine Handarbeit gebeugt saß. Und wie sonst im Winter standen wieder am Fenster Töpfe mit Hyazinthen. Neber ihnen hatte damals ihr goldblondes Haar in der Sonne geleuchtet. Und so mancher lächelnde Gruß und rätselvolle Blick war ihm hier ein beglückendes Geleit in den Morgen geworden und ein strahlendes Erwachen in Tag und Nacht geblieben. . . .

Er legte den schmerzenden, wirt heißen Kopf müde auf das Fensterbrett. Unaufhaltsam brach ein heißes Schluchzen aus ihm. „Vorbei! Verloren, alles verloren!“ Wie elend war er doch, wie jammervoll elend. Hier stand er jetzt in Nacht und Einsamkeit, vom Unglück verfolgt, im Innern leer, wie ausgebrannt, ohne eine einzige schwache Hoffnung, daß es noch einmal aufwärts mit ihm gehen könne. All das Schwere, was er in den elf Jahren seitdem durchlebt, all die vergeblichen Versuche, seinem Leben einen Inhalt zu geben, alle Qualen und Selbstpeinigungen ob seiner zunehmenden Unfähig-

keiten, zu schreiben, zu denken, sich die Kleider abzureißen, sich selbst zu vernichten, nur nicht mehr dieses Leben weiter tragen zu müssen.

Er schleppte sich wie ein Trunkener fort, hinüber zum Brunnen auf dem Markt, saß auf die breiten Stein-treppen und weinte leise vor sich hin, wie Kinder weinen. Unaufhörlich. Was er bisher nur dumpf geahnt, mehr gefühlt hatte, das rätselvoll Fremde, das ihn angetrieben hatte, vor anderthalb Tagen sich in den Zug zu setzen und hierher zurückzukommen, alles, was ihm bei klarer Ueberlegung später wohl sinnlos, unverständlich erschienen wäre: daß er auf einmal alles im Stiche lassen und einem dunklen, triebhaften Entschluß folgen mußte, — all das sah er nun plötzlich wie in grellem Licht, unabweidbar. Und zugleich tauchte ein Bild in ihm auf und verknüpfte sich mit einer seltsam unklaren Vorstellung, die dann doch mehr und mehr Gestalt annahm, ihm dann vertrauter erschien. . . . bis mit einem Male alles andere in seiner Seele ausgelöscht war und nur noch ein Begriff sein Denken einnahm und ein Fremdes in ihm drängte, daß er das sich gestaltende Wort laut sprechen mußte.

„Die Totenschenke!“ Ein Schauer überlief ihn. Das Bild stand scharf vor ihm. Und mit einem Mal stand er auf. Sann noch einen Augenblick wie betäubt. Dann redete er sich entschlossen und ging schnell, mit festem Schritt über den Marktplatz. Aber ehe er in eine Seitenstraße bog, wandte er sich noch einmal um und umfahnte wie lieblosend mit den Blicken das alte Haus. Zum letzten Male.

Die lange Brückenstraße ging er hinauf, ruhig und sicher. Oben am Geländer hielt er einen Augenblick an und starrte in den Strom, über dem der Nebel brodelte. Starrte hinein, ohne Gedanken. Noch war die Vergessene drüben nicht zu erkennen. Tiefdunkel war es, und die grauen Schwaden hingen dicht über dem Wasser. Die letzte eiserne Brücke schwankte rhythmisch, als er sie überquerte. Sein Weg führte nun empor zum Vergnügen. Bald stand er vor dem Kirchhofstor. Es war offen. Er hätte keinen Augenblick daran gezweifelt, daß es offen stehen würde. Es war ja alles wie damals. Er klinkte die Gittertüre auf und schritt den steilen Hauptgang hinan. Schnee lag auf den Grabsteinen und Gräbern, die Kreuze und Steine verschwammen im Nebel. Es ward schon etwas hell, und das schwache Licht nahm zu, je höher Johannes stieg. Oben, wo keine Bäume mehr standen und nur das weite Grabfeld sich breitete, ragte das hohe Portal des Haupteingangs an der Vergnügen aus dem Morgendunst, und weiter rechts von der mittleren Allee zeichneten sich die Umrisse eines kleinen Bauwerks unendlich ab.

Phot. Gebrüder Paetel, Berlin.

Brückenberg von Kirche Wang gesehen.

seit, ernsthaft zu arbeiten, die knabenhafte Unsicherheit in seinem Wesen und Tun loszuwerden, ein Mensch zu sein wie andere, sich endlich einmal durchzusetzen, rücksichtslos wie tausend andere, all das stand nun mit einem Male, ins Ungeheure verzerrt, erdrückend vor ihm. Vorgetrieben noch hatte er geglaubt, es wäre nun zu Ende mit den Schicksalsjähren, und ein neues Leben begänne. Ein Tag war es, an dem alles zum Guten auszugehen schien. Früh schon war er erwacht; die Sonne hatte in sein enges Zimmer geguckt, und das hatte ihn froh gestimmt. Draußen hatte alles um ihn herum gegläntzt vor Licht und Fröhlichkeit, und er hatte einen innerlichen Jubel gespürt wie nur einmal in seiner Knabenzeit. Tagsüber hatte er Briefe von lieben Menschen bekommen und abends den Bescheid, daß er eine neue, gute Stellung erhalten könne, sobald er ein Gesundheitsattest beibrächte. Der Abend war in Blut getaucht, und eine wundervolle Sternennacht war ihm gefolgt. Der neue Tag aber brachte das Unheil. Der Arzt wollte sein Attest ausstellen. Nicht genug damit, er konstatierte eine Affektion der beiden Lungen. Es sei nicht schlimm, nur Geduld müsse Johannes haben, gute Pflege, Ruhe und so weiter und so weiter. Er kannte ja das alles, hatte es ja oft genug mitangesehen. Und zu Anfang war er gar nicht erschrocken, auch nicht ängstlich. Erst nach und nach kam das Gefühl der Schwere über ihn, und am Abend, als er nach Geschäftsschluss die Treppen zu seiner Wohnung emporstieg, brach er fast zusammen. . . . Und nun stand er hier, in der Heimat, müde, gealtert, krank, am Ende seiner Kraft. Sein letzter Halt war verschwunden, er war jetzt nur noch ein bettelarmer Mensch. Und alle mühsam errungene Selbstzucht verließ ihn, nun da er von den furchtbaren Erinnerungen gepreßt, den lärmlichen Reiz von Stolz schwinden fühlte. Verzweifelt ballte er die Hände, schallte sich einen hysterischen Karren und sentimental Dummkopf, aber er vermochte nicht mehr den Weinkampf zu unterdrücken, der seinen abgemagerten Körper schüttelte. Wie verwüstet war ihm sein Inneres, nichts geblieben als der unzählbare Trieb zu wei-

chen, zu schreiben, zu denken, sich die Kleider abzureißen, sich selbst zu vernichten, nur nicht mehr dieses Leben weiter tragen zu müssen.

Die Totenschenke. Johannes stand vor dem verlassenem, verfallenen Gebäude. Ein schon halb vermoderter Bretterzaun trennte es von dem Kirchhof. Seit Jahrzehnten stand die Totenschenke leer. Früher war sie ein Wirtshaus gewesen, über das viel törichtes Spitzgerede umging wie über manche Häuser an Kirchhöfen. Johannes kannte sie nur als verfallenes Gebäude. Nun stand er seit so langer Zeit wieder davor. Der moribide, vom Wind halb umgedrückte Zaun hatte keine Tür mehr. Johannes ging durch die Öffnung hindurch, schob mit seinem Stof den Schnee von der wackigen Bank am Hause und setzte sich. Er war todmüde.

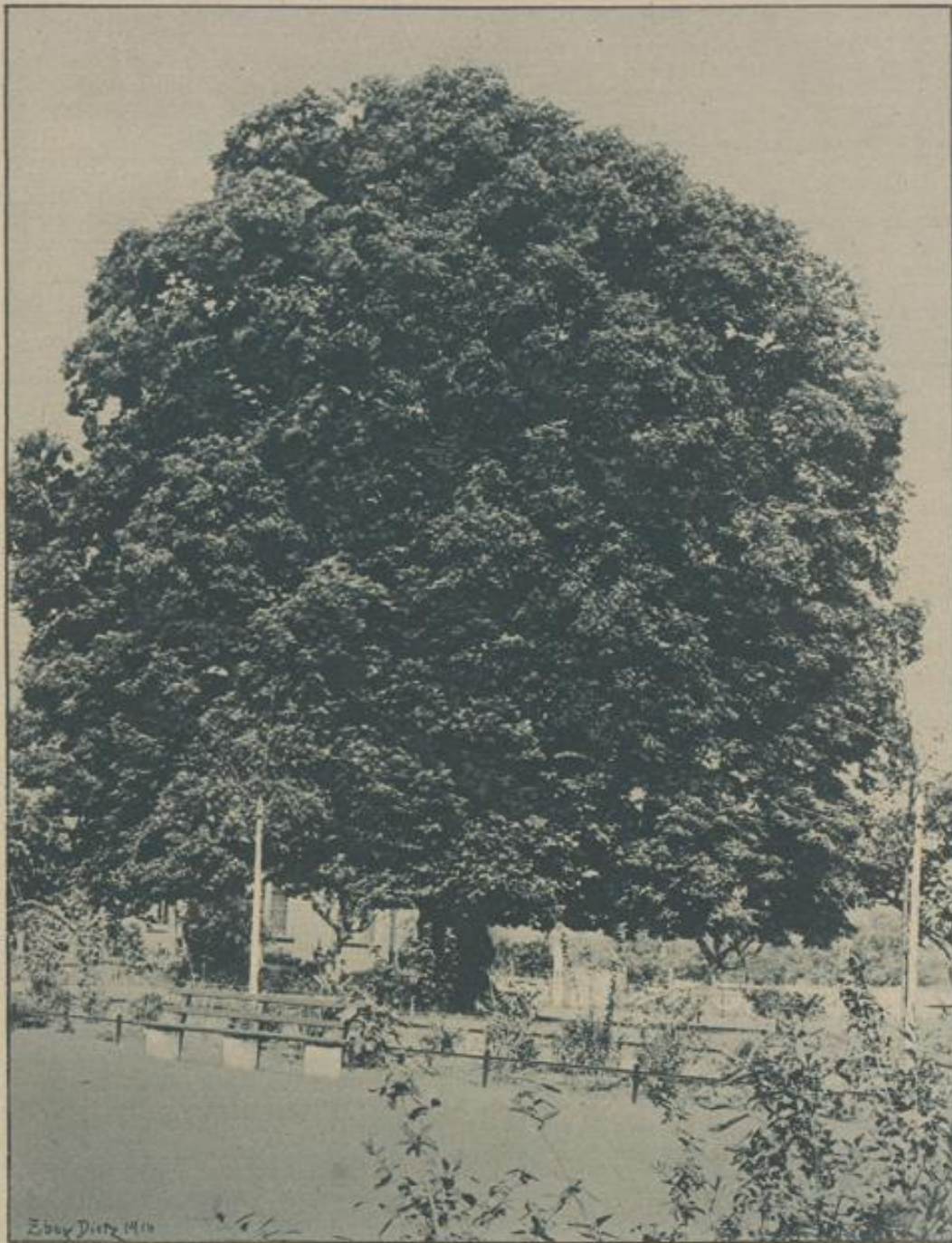
„Zum Sterben müde.“ Er sprach den Gedanken aus und nun spürte er erst, wie alles in ihm ruhig ward. Der letzte bange Zweifel schwand. Es war eine neue feierliche Stimmung in ihm. Er sah sich selbst und sein ganzes Leben wie in einem klaren Spiegel. Sah alle die leeren grauen Jahre vorbeiziehen, eines wie das andere. Freunde und Bekannte kamen und gingen, Raddengesichter tauchten auf und verfloßen, die Geschwister standen vor ihm, die ihn längst vergessen und vielleicht völlig aufgegeben hatten, das Bild des ernsten, grauhaarigen Vaters und das bleiche Gesicht der immer fränkischen Mutter, die er nach jahrelangem Fernsein nur als Tote wiedergegeben, die Schwester auf dem Sterbebett, wie sie das Kleid, das sie trug. Und nun, wie wunderbar! Eine Melodie sumnte plötzlich in ihm auf. Er suchte, suchte. . . . Ach, ja! das alte Studentenlied! „Nun weich ich nicht mehr ein und aus, o Academia!“ Das klang, oh, das klang gut. Keine Hoffnung mehr, kein Licht in all dem Dunkel um ihn. Ohne Zweifel, er befand sich auf dem absteigenden Ast der Lebenshypothese, wie der Mathematiker immer gesagt hatte. Johannes lächelte. Suchte dann in den Taschen herum und zog einen kleinen Spiegel heraus. Ja, ja!

Die Schlafen begannen schon recht grau zu werden, gar viele Häutchen jagten in den Augenwinkeln, die Linie von der Nase nach dem Munde war wie eingeschnitten. Er steckte das Spiegelchen wieder ein. Seufzte und fiel wieder in Grübeleien. Wie lächerlich war doch sein Tun eben gewesen. Im Grunde war das äußere Gesicht doch nebenächlich. Innerlich — ja darauf eben kam es an. Innen war er leer und tot und ohne Spannkraft, also reif zum Abfallen. Nun, zu dem Letzten würde das bißchen Energie wohl schon noch reichen. ... Er hielt die Hand einen Augenblick ungeschlüssig, zog sie aber wieder zurück. „Noch nicht!“ jagte er laut. „Jetzt noch nicht!“

Die Helle hatte schnell genommen. Johannes schritt aus dem Bereich der Totenschenke heraus und ging einen breiten Luerweg entlang, von dem aus man einen Blick auf den Strom und die Stadt hatte. Aber noch war die Aussicht nicht frei. Dide Rebel ballten sich überm Wasser, füllten die Ebene bis weit hinaus zu den Hügeln und hüllten die Häuser ein. Nur die Spitzen des Kathanturms und der Kirchen standen unscharf am fahlen Morgenhimmel. Die Sonne lag noch tief in den grauvioletten Wälen.

Johannes trat auf die Plattform und blickte hinaus in den Himmel und ins Land. Langsam, anfangs zart, blaugrau verschwimmend begannen die weichen Linien der Höhenzüge links drüben aufzutreten.

Und mit einem Mal sah er sich wieder hier oben stehen — an einem Herbstmorgen, als das Land drunten in klarem, mildem Lichte träumte, der Strom wie ein bewegter Spiegel lag, die großen Lastkähne langsam dahinschlitten, feine dünne Rauchfäden unbewegt über den Effen standen, die Schwalben hin und wieder vorüberjagten, und alles ringsum nur ein großer, goldner Friede war. Damals war er heraufgestiegen, mit einem Herzen voll Bitterkeit, mit dem Bewußtsein, daß nun alles zwischen



Die Lutherlinde in Eschersheim.

ihr und ihm zu Ende sein müßte, daß sie nur einen artigen Zeitvertreib an ihm gefunden und daß er nun gehen müßte, wenn er nicht seine Selbstachtung und seinen Stolz verlieren wollte. Und die Verse fielen ihm wieder ein, die sich ihm damals unter dem Eindruck der Stunde formten. ...

Er hob zusammen. Ein Sträucher drei Meter lang mühten sich hinter ihm. Schwer strich der schwarze Vogel vorbei, hinterher ins Tal. ... Johannes hatte ihm noch nach, als der Rebel ihn längst verschlungen hatte.

Todesstille ringsum. Rebel, Schweigen. ... Mühsam blickte er um sich, ins Nahe, ins Ferne. Rebel, Rebel überall. Aber dort hinten, eine graue Masse. ... die Totenschenke. ... Und jäh überfiel ihn wieder der abergläubische Schrecken wie am ersten Tage, als er dieses Haus erblickte. Es war der Tod, der dort aus dem Rebel winkte. ...

Ergitternd wandte er den Kopf der Helle wieder zu und der Stadt in der Tiefe. Schon fiel das erste Krählicht in die Gassen.

Immer klarer stiegen die Türme heraus. Hinter ihnen begann es schon rötlich zu glimmen. ...

Der mattierte Lauf der Wäse schimmerte, als Johannes sie in Augenhöhe brachte. Seine Hand war nun ruhig, ganz ruhig.

„Rutter!“ sagte er da plötzlich mit einer fremden, harten Stimme.

Die weiße Winterfönne stand schräg über dem stillen Gesicht des Heimgekehrten.

□ □

Zum Sängerfest unter der Lutherlinde in Eschersheim.

Gern haben deutsche Linden Dem deutschen Sang gelauscht — Drum, wo in Sommerwinden Ihr lüchtes Laub sich bauscht, Da werd' ein Lied vernommen, Ein deutsches Lied vom Rhein, Das soll dem Baum willkommen, Wie seine Sönger fein!

Mit einem frohen Gruß für die Sönger unter der uralten Linde zu Eschersheim!

Rudolf Precher, Juni 1914.



Die Jahrhundertfeier in Würzburg. Brautzug aus dem Schweinfurter Gau. — Oben: Das bayerische Königspaar.

Phot. Hollwein u. Wied, Berlin.

V E N D E T T A

Ein russischer Roman von Wilhelm Fischer

(11. Fortsetzung.)

Wie Gomořow uns sagte, sollte das in einer der nächsten Nächte möglich sein, feiern doch die Prigni ihre religiösen Feiern, der großen Gefahr und der harten Strafen wegen, nur nachts und in verborgenen, meist unterirdischen Gewölbchen.

Gomořow erzählte uns, daß Sergei Nikolajewitsch anfänglich ihn und unsere Leute nicht einstellen wollte.

„Maria Alexandrowna“, berichtete er, „blickte mich mit funkelnden Augen an, wie die Frau des Potiphar den blöden Josef. Ich mußte ihr gefallen haben, und so wurden wir handelsseins. Eine Musterwirtschaft, dies Urusow, der Herr, der Verwalter, die Beschließerin, der Aufseher, alles Prigni. Vielleicht ist es auch Sergei Nikolajewitsch. Maria Alexandrowna scheint zu den hervorragendsten geistigen Prigni zu gehören und eifrige Prophetenmacherin zu sein, denn schon am zweiten Tag nahm sie mich ins Gebet und versprach mir die Freuden des Paradieses auf Erden, wenn ich mich befehlen würde.“

„Um! Sie sieht noch gut aus und kann so was versprechen“, bemerkte mein Schwager trocken.

Der Detektiv lachte: „Ganz recht. Maria Alexandrowna zeigt nicht mit ihren Reizen. Als ich ihr mitteilte, daß ich in Moskau schon gepilgert sei, als geistiger Springer, da schloß sie mich in ihre Arme. Gomořow ist unser Bruder! hieß es bald im ganzen Haus. Uliana, die immer noch ansehnliche Beschließerin, verfolgte mich von da an mit ihrer Liebe. Was wollte ich mehr! Bald hatte ich sie so weit, daß sie mir alle Geheimnisse des alten Schlosses erzählte. Gestern abend erzählte sie mir, daß der große Prophet sein Erscheinen angekündigt habe und unten im Schiff demnächst wieder eine feierliche Besorgung stattfinden werde, bei der einige vom Teufel besessene Männer gewaltsam verengelt werden würden. Der Aufseher Natar und der Kammerdiener Alexei, ein Niese an Körperkraft, hätten kürzlich aus Odessa einen vom Teufel besessenen vornehmen Pharisäer gebracht, der von dem großen Propheten verengelt werden sollte. O, wir vernichten die Brut Hams. Unsere Herrin sei die Auserwählte des Propheten, erzählte sie mir, die Königin der Gläubigen aber sei Manja Stepanowna.“

„Sind die Gefängnisse der Beschließerin nicht zugänglich?“ fragte ich.

„Doch, sie bereitet den Gefangenen das Essen und bringt es ihnen in Begleitung Alexei's, der mir nicht recht zu trauen scheint. Wenn Sie den Kerl einmal in einer angeblichen Erbschaftssache um 11 Uhr nach Jekaterinodar laden würden, dann würde ich durch die Beschließerin bei den Gefangenen seine Stelle vertreten“, wandte sich Gomořow an meinen Schwager, der sofort die entsprechende Zustimmung an Alexei erließ und dadurch Gomořow Gelegenheit gab, die geheimen Eingänge und Gänge sich zu merken, Wachsabdrücke von den Schlössern zu nehmen und mit dem Gefangenen ein paar Worte zu wechseln. Gleichzeitig teilte Uliana dem Detektiv mit, daß der große Prophet angekommen sei und die „Schiffer“ für diese Nacht zusammenberufen habe. Wir verschoben daher unsere Aktion um ein paar Stunden, denn ich drang darauf, als ich die Gefahr erkannte, in der Lissowskij schwebte, das Schloß zu besetzen, Herrschaft und Dienerschaft gefangen zu nehmen und unseren Freund ohne Rücksicht auf den großen Fischkua, den mein Schwager gegen die Sektierer plante, zu befreien.

Durch Gomořow erfuhren wir, daß die Prigni zum Passabfest erst um Mitternacht zusammenkommen würden; er selbst entwarf den ganzen Kriegsplan. Als es dunkelte, führte er uns auf Schleichwegen in die Nähe des Schlosses; wir hatten alle auf seinen Rat Gummiüberschuhe angelegt. Mit unseren Leuten im Schloß waren wir im ganzen zwölf Mann, gut bewaffnet und zum Außersten entschlossen. In einer kleinen Schlucht hielten wir Rat und warteten auf Gomořow, der ins Schloß geeilt war, um die Wächter zu postieren. Zu unserem Glück fühlten sich die Urusower Sektierer so sicher, daß sie gruppenweise, zu dreien und viere, Männer wie Frauen, auf dem gewöhnlichen Weg durch das Schloßtor sich in ihr „Schiff“ begaben. Wir hätten also auch unsere Kosaken mitnehmen können; während sie Befehl hatten, gegen Mitternacht möglichst geräuschlos das Schloß zu umzingeln und nach abgegebenem Signalschuss zu stürmen. Mein Schwager wollte sicher gehen, zumal sich der Sotnik dafür verbürgte, daß seine Leute kein Rädchen durchzuweisen lassen würden. Er selbst schloß sich uns an, „um sich den tollen Spul anzusehen“.

Natürlich beherrschte der mystisch-wahnsinnige Kult der Prigni unsere leise geführte Unterhaltung.

„Je härter diese gemeingefährliche Sekte verfolgt würde, desto intensiver breitete sie sich aus“, erzählte Berger. „Das Martyrium hat eine verbende Kraft und das Narrentum kann sich darauf berufen, daß nichts epidemischer wirkt als menschliche Narreteien“, meinte Berger. „Man hat die ergriffenen Sektierer in Weiberkleider gekleidet, eine Narrenkappe ihnen aufgesetzt und sie so durch Polizisten in den Dörfern herumgeführt; man hat sie öffentlich gepeitscht, an Schandpfeilen verhängt, desto tiefer krallte sich der Wahnsinn in die Massen ein.“

„Man baue Narrenhäuser und gebe ihnen die Anute, das kuciert“, krummte der Sotnik. „Ich würde den Halsen ihre Verengung schon austreiben. Alle Tage fünfundsiebzig und an den Festtagen fünfzig, das würde dieser Sorte von Engeln den Himmel selbst zur Hölle machen. Wenn dann der Antichrist Rußland regiert, wie sie glauben, nun so sollen sie auch fühlen, daß es Anuten gibt. Wenn die Anute nichts nützt, dann teere man sie, wie die freien Amerikaner ihre Pferde diebe.“

Wir lachten herzlich auf. In diesem Augenblick erschien Gomořow.

„Es wird Zeit, die Heiligen sind beisammen. Folgen Sie mir“, rief er uns zu.

Wir entschleierten unsere Revolver und folgten ihm durch einen unterirdischen Gang, dessen Öffnung hinter einem Busch am Ende der Schlucht geschickt versteckt war. Nach einer Wanderung von nur zehn Minuten, die uns wie eine Ewigkeit vorkam, befanden wir uns in einer an das Schiff angebauten Kammer, wo unsere Leute versammelt waren. Gomořow entledigte sich seiner Kleider und stand in dem vorgezeichneten Pilgerhemd der Prigni vor uns, das ungefähr den Schnitt eines wallenden griechischen Hemdes hatte und unten außerordentlich weit war.

Er schritt in demütiger Haltung dem Altare zu, auf dem Maria Alexandrowna als Stellvertreterin der Himmelskönigin thronte.

Ein verzerrtes Lächeln überzog ihr geschminktes Gesicht, als sie den Detektiv, der ein wirklich schöner, athletisch gebauter Mann war, erblickte; während sie ihn segnete, fiel er vor ihr in die Knie und küßte ihr den Saum des Kleides.

Dann hieß ihn der Oberprophet vor der Gemeinde feierlich schwören, nichts zu verraten und in Gefahr alle Märtern zu erdulden, ohne die heiligen Geheimnisse der Auserwählten preiszugeben. Gomořow schwur, während die Gemeinde leise Gebete murmelte. Nach der Schwurzene spielte die Orgel einen Psalm, in den alles begeistert einstimmte.

Uns gegenüber hing ein großes, roh gemaltes Bild des Jaren, der mit Krone und Purpur an der Seite des ihn segnenden Teufels gemalt war, gleichsam als sei der Jar der Vollbringer des teuflischen Willens.

Rings um den ein längliches Viereck bildenden Bettsaal, das „Schiff“, waren Bänke angebracht, auf denen links vor uns die auserwählten „Brüder“ und rechts die Schwestern saßen. Es mochten etwa 500 Menschen zusammen sein. Alle, Männer wie Frauen, in lange weisse Hemden gekleidet.

Unter uns, oder vielmehr einige Meter vor uns befand sich der Altar, auf dem drei Tessel standen, der mittlere größer als die beiden seitlichen, die mit wohl gleichfalls geraubten, reichgestickten Altardeden von herrlichem Purpur dekoriert waren. Vor dem Altar befand sich eine Art Opferstein.

Der Prophet verbogte sich mit über die Brust kreuzweise verschränkten Armen wiederholt gegen den Altar und die auf letzterem thronende Himmelskönigin in einer die Messe parodierenden Weise, überhaupt lief der ganze Kult auf eine Parodie des orthodoxen Gottesdienstes hinaus.

In seinem langen, weißen, mit Goldstickerei verbrämten Hemd, das einem Christusgewand ähnlich die hagere Gestalt umwallte, sah der Kerl grotesk genug aus. Nach dem ersten Segen, den er der Gemeinde erteilte, drehte er ein paarmal sich mit solcher Geschwindigkeit herum, daß seine nackten, mageren Beine sichtbar wurden und das Hemd eine Wolke um ihn bildete. Dann stimmte er einen Gesang an, unschön und gedehnt, in den die Gemeinde, Männer wie Frauen, sich blühschnell um sich drehend einfiel. Alles drehte sich so schnell um sich herum, daß es wie Windesbrausen im Höfrenwald klang und die langen, weissen Hemden, die sich aufblähten, wie sich drehende Staubfäden ausahen.

Ich konnte niemanden erkennen, so schnell dreht sich Weiber und Männer um ihre Achse; beim Kosakentanz ist diese virtuosenhafte Drehung eine der grandiossten Epiphanien, aber hier war es phänomenal. Nach dem Beispiel des Propheten mochten einzelne vielleicht hundert und noch mehr Drehungen auf einen Abstoß vollbracht haben. Dabei sang alles monoton: „Schont die Leiber nicht, schon Eva nicht!“

Ein Schlag auf ein Lärmblech, das an einem Pfosten hing, und blühschnell stand jedermann unbeweglich. Der Prophet nahte sich jetzt betend dem Altar der Himmelskönigin und empfing aus den Händen der Gottesmutter eine Botenschaft.

„Eine Botenschaft des Himmels“, rief der Prophet, das Pergament hochhaltend. „Beten wir, auf daß wir würdig sind, sie zu vernehmen.“

Alles warf sich nieder und berührte mit der Stirne den Estrich. Wieder ein Paukenschlag. Die Männer verhielten sich still, während die Weiber laut beteten: „Schütze das gerechte Maß deiner Gnade über uns, o Herr des Himmels und der Erde! Gekreuzigter, wir im Glend preisen dich immerdar. Schütze die Gerechten und lasse die Pharisäer.“ — „Das sind wir“, flüsterte mir Berger zu — „Deiner Gnade unwürdig sein. Amen.“



Universal=Aufnahmемaterial für Ferienphotos.

Gleich vorzüglich geeignet

für die See wie für Städte,
für Bergeshöhen wie für Täler,
für den Norden wie für den Süden,
für Landschaften wie für Interieurs:

„Chromo-Isolar“-Platten

Gratisgelbfilter in jeder Packung)

Hochempfindlich. — Farbenempfindlich. — Lichthoffrei.
Großer Belichtungsspielraum. Bequeme, saubere Behandlungsweise.

„Chromo-Isorapid“-Platten

wie oben, aber extrarapid und von weicherer Gradation (ohne Gelbfilter).

Lesen Sie die instruktive, unterhaltende, interessant illustrierte Broschüre
„Ueber lichthoffreie und farbenempfindliche Platten“
von Dr. M. Andresen-Berlin

Gratis durch Photohändler oder durch die
„Agfa“, Berlin SO 36 ACTIEN-GESELLSCHAFT FÜR ANILINFABRIKATION



Bezug durch Photohändler.

Der dritte Schlag! Und der Prophet las: „Meine Vielgeliebten! Ich tröste euch, ich, der Herr des Himmels. Die Erde ist mit Fluch und Elend geplagt. Auch ihr, meine Kinder, werdet nicht verschont, aber ich hatte ein Auge auf euch. Der Antichrist herrscht und will euch durch Krankheit, die er gezaubert hat, vernichten. Ich segne euch in diesem Kampf, euer Gott.“

Und nun begann ein Getöse, ein Gejubil, ein Bacchanal der unmöglichsten Art. Er hat zu uns gesprochen! Er! Er! Er! Der Herr, der Himmelszart! Unser ewiger Bräutigam! Frischen die rasend gewordenen Weiber durcheinander und wälzten sich wie verzückt umher.

„Hört mich! hört den Propheten des Gekreuzigten!“ rief jetzt, weit den Purpurmantel auseinanderhaltend, Maria, die Königin des Himmels. Grabesstille, die nur von hysterischem Schluchzen unterbrochen war! Und mit dumpfer Stimme verkündete sie: „So wahr mein Himmelreich, so wahr ich hier thronen, ihr Müheligen und Beladenen. Die letzte Plage ist über euch gekommen, wenn ihr sie bekämpft. Tötet alle, die gegen euch sind, erstürmt ihre Häuser. Erneut das Schicksal von Sodom und Gomorrah!“

Und nun setzte der wilde Teil der Befolgungen ein. Der Prophet begab sich mit den Himmelsköniginnen in die Mitte des „Schiffes“, im weiten Kreise reichten sich die Männer um ihn und um diese die Frauen. Und von neuem begann der rasende Tanz. Plötzlich begannen die „Andächtigen“ unter Gesang tastmäßig hüpfend sich zu bewegen. Der Prophet fing an zu springen, während die sich drehenden Weiber beständig in die Hände klatschten. Der Gesang der Männer wurde unregelmäßiger und artete schließlich in ein wildes Geheul aus. Auch die „Himmelsköniginnen“ begannen sich immer leidenschaftlicher zu drehen.

Die Raserei wurde allgemein. Die Tanzenden schlugen sich auf die Brust, und stöhnend riefen sie inbrünstig in einem fort: „O Geist, heiliger Geist!“ Die immer mehr wachsende Erregung, welche sich der Springer bemächtigte, äußerte sich darin, daß einer den anderen durch die Höhe seiner Sprünge zu überbieten suchte. Bei den Bacchanalien im alten Rom konnte es nicht toller hergehen sein. Das Recken: der erschöpft niedersinkenden Andächtigen, deren Leiber konvulsivisch zitterten, das wilde Toben der Springenden, das Getöse der Weiber, die rasenden Mänaden gleich in einen derartigen Zustand der Ueberreizung geraten waren, daß sie zu halluzinieren und „in fremden Jungen“ zu reden begannen, war in der Tat fürchterlich.

Entsetzt konnte der Anblick der Geistesfabriken nicht gewesen sein, wie derjenige, den die rasende Menge unter uns hat. Da schrie der Prophet, um den die Weiber wie Bachantinnen rasten, laut auf: „Ich höre die Engel singen und sehe den heiligen Geist. Siehe, er fährt! Siehe, siehe er fährt in unsere Mitte.“

In diesem Augenblick wurde Gregor Lissowski hereingetragen und auf den Opfertisch angeknallt.

Gomofow gab jetzt das verabredete Zeichen; wir stießen die Türe auf und erstürmten unter Hurraufen, aus unseren Revolvern Schüsse in die Luftfeuernd, den Altar. Eine Sekunde später war Lissowski seiner Fessel ledig und bewaffnet.

Unter den Prügeln entstand eine wilde Panik, die Frauen frischen auf, fielen in Ohnmacht oder jammerten, während die Männer sich mit Stühlen und Stöcken bewaffneten und Miene machten, auf uns loszustürmen.

In diesem kritischen Moment sprengten die Kosaken mit Kolbenstößen die schwachen, morschen Türen, drangen von allen Seiten in den Versaal ein und umzingelten die Menge.

„Hände hoch!“ befahl jetzt der Sotnik mit seiner weitgeschallenden, allen Lärm übertönenden Kommandostimme, während unsere Leute sich des Oberpropheten und der ohnmächtigen Gottesmutter Maria Alexandrowna bemächtigten. „Wer sich rührt, ist ein Feind des Todes.“

Die Menge versuchte keinen Widerstand.

„Im Namen des Kaisers erkläre ich euch für verhaftet. Kosaken, bindet die Männer und führt sie ins Gefängnis, die Frauen schließt in einen Saal ein und bewacht sie.“ befahl der Staatsanwalt.

Gomofow warf sich auf den Riesen Alexew, machte ihn, da er sich wehrte, mit einem Säbelhieb kampfunfähig und legte ihm Handfesseln an, das gleiche geschah mit Mafar und Sergei Nikolajewitsch. Gregor Lissowski schien aus seiner Betäubung zu erwachen; er riß einem Kosaken die Nagaike von der Seite und stürzte sich zähneknirschend auf seine am Boden liegenden Peiniger. Seine Augen rollten, wie die eines Rasenden, und mit wuchtigen Hieben zerfleischte er das Gesicht seiner Peiniger, die mit einem tierischen Wutgebrüll antworteten.

Ich wollte ihm wehren, allein der Sotnik hielt mich zurück: „Lassen Sie ihn nur sich austoben; das beruhigt seine Nerven. Die Hunde haben ihn zum wilden Tier gemacht, sie sollen seine Wut spüren.“

Endlich hielt Gregor Lissowski, dessen Augen blutunterlaufen waren, mit einem unartikulierten Schreie inne und fiel uns taumelnd ohnmächtig in die Arme.

„Ein Anfall von Tobsucht“, raunte mir Berger zu. „Es war am besten so. Jetzt haben wir die Reaktion; er wird ausschlafen und als vernünftiger Mensch erwachen.“

Wir warfen Sergei, seine Frau, Mafar und Alexew samt den Oberpropheten in die unterirdischen Gefängnisse, die wir von Gomofow und unseren Leuten bewachen ließen, während die Kosaken ihre Gefangenen, 36 an der Zahl, auf Leiterwagen luden und in scharfem Trab in das Gefängnis von Jekaterinodar überführten. Die Weiber wurden im Schloß in eine leere Scheune eingesperrt und gut bewacht. Am nächsten Morgen meldete uns Gomofow, daß sich Maria Alexandrowna dem irdischen Richter entzogen habe; das unselige, leidenschaftliche Weib hatte die Goldfäden von ihrem Purpurmantel abgerissen und sich damit an der Türklänge gehängt. Maria Alexandrowna war der einzige Mann unter diesen Fanatikern, die ihr Schicksal in der feigsten Weise beklagten und förmlich um Gnade winselten. Auch Sergei und der Riese Alexew erwiesen sich als Feiglinge, nur Mafar und der Oberprophet, ein früherer Pöpel, welcher später die schwersten Kirchenbüßen erdulden und lebenslanglich in dem Verließ eines orthodoxen Klosters schmachten mußte, zeigten sich so verstockt wie die gefangene Prügeln von Sabara. Die ganze Bande wurde zur Zwangsansiedlung, Sergei Nikolajewitsch und Mafar wurden überdies wegen Menschenraubes und Folterung, denn Gregor Lissowski wurde gefoltert, zu lebenslänglicher Arbeit an der Karre verurteilt.

Gregor Lissowski hatte tatsächlich in einem Anfall von Raserei seine Peiniger mit der Kante bearbeitet; chunmüchtig wie er war, trugen wir ihn auf das Bett der Fürstin, wo er sich langsam unter Martha's Pflege und meinen, sowie Bergrers Bemühungen erholte. Der Fürst-Hetmann kam selbst herübergeritten, als er von dem Staatsanwalt und meinem Schwager von dem glücklichen Ausgang unserer Expedition hörte. Er kam, um unseren Freund zu beglückwünschen, und um sich den Betstuhl der Prügeln zur Orientierung und zum Zweck der Berichterstattung an den Oberprokurator des heiligen Synods anzusehen.

Noch am Morgen nach der Befreiung teilte ich Anna Sergejewna die glückliche Errettung Gregors telegraphisch mit. Aber, was sollte mit der Fürstin geschehen? Das war die nicht leicht zu beantwortende Frage, die wir uns stellten. Wir hatten den Grafen zu schonen und fühlten instinktiv, daß man es uns in Petersburg danken würde, wenn wir im Interesse des Grafen auf die strafrechtliche Verfolgung der Fürstin Verzicht leisteten. Lissowski selbst fand das erlösende Wort:

„Die Rache ist mein, spricht der Herr!“ sagte er. „Wie oft habe ich mir das in der letzten Zeit zugetrunken. In diesen Mauern, an die schmierige, feuchte Wand meines unterirdischen Kerkers angeschmiebelt, bin ich mit mir zu Gericht gegangen. Meine Rache war grausam und hat die grausame der Fürstin provoziert. Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Sie hat sich gerächt, wie ich mich gerächt habe. Wir sind also quitt!“

„Gut, Lieberchen, aber wird sie so denken, wie wir! Wird sie dich in Ruhe lassen? Ich glaube nicht,“ schüttelte Berger sein würdiges Haupt.

„Unschädlich müssen wir sie machen, das ist klar,“ entschied ich. „Wir stellen ihr das Ultimatum: Entweder sie verläßt Odesa und siedelt sich in der Schweiz an, oder wir denunzieren sie dem heiligen Synod als Oberprophetin und Königin der Stopzen und würden gleichzeitig seiner Erzelenz die Augen über die Frau öffnen, die er mit seinem Verbrechen beehrt.“

In diesem Sinne schrieben wir gemeinsam der Fürstin. Unser Ultimatum wirkte. Zwei Tage vor unserer Rückkehr nach Odesa reiste sie ab; sie lebte abwechselnd in Genf, Paris und in Nizza, und zwar, wie mir die Prinzessin mitteilte, in Begleitung des falschen

Marquis, der als ihr Privatsekretär fungierte. Dieselben Menschen, dieselben Leidenschaften! Das ist einmal so Weltenlauf. . . .

Schluss.

Anna Sergejewna kam uns mit ihrem Vater bis Sewastopol entgegengefahren. Das Wiedersehen der beiden Gatten war so erschütternd, daß uns die heißen Tränen die Waden herunterliefen. Gregor Lissowski war ein Held. Weder uns, noch seiner Frau erzählte er die Schmach, die ihm in seiner Gefangenschaft angetan worden war. Er suchte darüber mit leichtem Scherz hinwegzugehen; erst vor Gericht gab er unter großer Reserve zu, daß ihn Mafar und Alexew, die gemeinsam mit ihm von Widlaw bis Odesa gefahren waren, betäubt hätten; über seine Leiden in der Gefangenschaft selbst bat er, nichts aussagen zu dürfen, da er sich ihrer schäme. Er war barbarisch geknüttet worden.

Alle waren empört, und ich freute mich, als mir mein Schwager schrieb, daß unser Sotnik den Wärtter Sergeis bestochen habe, ihn auf ein paar Stunden in die Zelle des gefesselten Halunken zu lassen und während der Zeit taub zu sein; er habe ihm dann den Leib mit der Reitgerte gezeichnet, ins Gesicht gespielen, ihn ein bißchen stark gefoltert und geknüttet, und sei dann zu ihm gekommen, um den Zwischenfall zu Protokoll zu geben, was mein Schwager verweigerte. Ich bin wirklich kein Freund der Prügelstrafe und sonstiger Gefängnisfolter, aber über das Temperament unseres Sotniks habe ich mich gefreut, wie ein Badfisch über Apfelfischen mit — Schlagjähne.

Graf Hendrikow schien den wahren Grund der Abreise der Fürstin nicht zu ahnen, denn Manja Stepanowna hatte ihm geschrieben, daß sie gehe, weil sie sich gesellschaftlich in der schiefen Stellung, die sie in Odesa einnehme, nicht mehr halten könne. Ich teilte ihm hinsichtlich Lissowskis und seiner Errettung durch unser Eingreifen nur mit, daß Gregor Lissowski von räuberischen Stopzen entführt worden sei, die es wahrscheinlich auf eine Erpressung abgesehen hätten und überließ es dem Zufall, ihn später besser zu unterrichten. Die volle, ihn beschämende Wahrheit sollte er, so wollte es das Schicksal, nie erfahren.

Wenige Tage später fiel Graf Hendrikow einem Attentat zum Opfer. Er starb in meinen Armen fast heiter, indem er zu mir sagte: „Sie sehen, lieber Freund, wir haben es gelernt, wie man sterben muß!“

Nun stand mein Entschluß fest. Meine Hochzeit mit Martha feierte ich der Landestrainer wegen ohne größeren Brunk; zum letztenmal sah ich meine Freunde auf russischem Boden um mich versammelt. Dann nahm ich Abschied; meine Hochzeitsreise führte uns an den Rhein und mein liebes Weib in mein rebenumranktes, beschiedenes väterliches Haus. Ein halbes Jahr später siedelte sich Gregor Lissowski in meiner nächsten Nachbarschaft an. Anna Sergejewna litt es nicht mehr in ihrem Vaterland; sie ging den trüben Zeiten, die über Russland hereinbrachen, aus dem Weg, aus Sorge für den geliebten Mann, der ihre wegen seine großen Güter an ein Konjunktium verkaufte. . . . — Ende. —

Meine drei Schlager

Die neue Torpedo

Feuersichere Schränke Patent Adolphs

Einheits Büro-Möbel.

Büro-Möbel-Haus Beller Zeil 23

Für die Reisezeit

Füllfederhalter / Briefpapiere
Skizzenbücher / ganz neue Arten



Spezialgeschäft

Carl Klippel

75 Kaiserstraße 75
nächt Hauptbahnhof.

Fernsprecher
Amt Hanfa
540 u. 6540.

de-Giorgi
Chokolade
Gebr. de Giorgi Frankfurt a. M.

Sommersprossen entfernt nur Creme

Any in wenigen Tagen garantiert! Machen Sie einen letzten Versuch; es wird Sie nicht reuen! frko. M. 2.50 (Nachn. 2.95). Gold-Medaille London, Berlin, Paris, 1882 notat. beglaub.

Dankschreib. bes. hierf. nur die Apotheke zum eisernen Mann, Strassburg 106. Els. Dep. in Frankfurt a. M. Engel-Apotheke, Gr. Friedbergerstr. 46.

Schleussner-Photo

Platten, Papiere, gebrauchsfertige Chemikalien

für Amateurphotographie. Preisl. u. Lieferg. durch Händler.
Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft
— Frankfurt a. Main 7 und Berlin-Friedenau —

Die Mode.



Nr. 2663.

Nr. 2663. Helgoländer-Haube für kleine Mädchen. Als die praktischste Kopfbedeckung für die Kleinsten haben sich von jeher während der heißen Sommerszeit die „Helgoländer“ erwiesen. Sie sind leicht, schützen auf das beste Kopf und Gesicht gegen sengende Sonnenstrahlen und sind leicht zu reinigen. Ein Umstand, der bei den Kleinen stark ins Gewicht fällt. Sie sollen immer hübsch und sauber aussehen, weiß kleidet sie vorteilhaft und doch will man sie nach Herzenslust toilen lassen; denn ruhig sitzen müssen sie später noch genug. Unsere Abbildung zeigt eine Haube, deren vorderer Teil sich aus Säumenstreifen und Einfähen zusammensetzt. Die Grundform wird im ganzen ausgeschnitten und durch einen Zugsaum anliegend gehalten, während der Garniturteil darübertrifft. Den Volant gliedert ein Einfah. Erforderliches Material: etwa 50 cm Stoff 84 cm breit.

Nr. 2657. Kleid mit Volantrod für junge Mädchen. Weißer gepunkteter und glatter Mull ergeben nebst schmalen Einfähen das Material. Einem engen glatten Mullrod wird der untere Volant an- oder aufgesetzt; darüber tritt der zweite und zuletzt der dritte Volant. Jeder dieser Volants schließt mit einem Einfah und einem schmalen Schrägvolant aus glattem Mull ab. Uebereinstimmend begrenzt den herzförmigen Ausschnitt ein schmaler Volant, der auch die Vorderteile in Längslinien besetzt; die vordere Mitte markiert ein Einfah. Die angeschnittenen Ärmel werden ebenfalls durch einen Volant ergänzt. Gürtel mit Rücken-schleife aus farbigem Seidenband, zu dem die Farbe der Blumen abgestimmt sein muß. Erforderliches Material: etwa 5 m Mull, 80 cm breit.

Eine schwierige Stellung der Mode gegenüber nahmen bisher die älteren Vorfälle ein, die Jugend zwischen 15 und 17 Jahren. Dem Kindlichen waren sie erwachsen, zu den Erwachsenen gehörten sie noch nicht, und wie mit ihrer Persönlichkeit pendelten sie auch mit ihrer Garderobe hin und

her. Wohl hat sich in den letzten Jahren die Mode auch ihrer angenommen, aber so oft lehnte sie sich nur allzusehr an die Mode der Erwachsenen an. Nun, in diesem Jahre kann sie es ruhig tun, denn die herrschende Moderrichtung ist in ihren schlichten Linien so recht die Mode der Schlangen und Jugendlichen. Zu vermeiden ist hier wie überall der allzu enge, die Körperformen markierende und geschlichte Rod. Beides sind Formen, die keinem gut anstehen, zum mindesten jedoch nicht auf die Straße gehören. Und wozu auch. Wir haben so graziöse und leid-same neue Modelle, die reich sind an Variationen.

Die Verwendung verschiedenen Materials, wie es von der Mode bevorzugt wird, ist gerade der Jugend und deren Toilettebudget besonders vorteilhaft. Denn einmal lassen sich vorhandene Stoffe und Kleider verarbeiten und modernisieren, und dann kann man sich mit einem hellen Rod und verschiedenen Mützen und Taillen hübsche Variationen schaffen. Apart und letzte Neuheit sind die Taillenröde, denen ein mit Trägern versehener hoher Gürtelteil angehängt ist; hierzu werden ebenfalls absteckende Mützen getragen. Ihre Form ist halbfrei mit langen Ärmeln; der bevorzugte, herzförmige Ausschnitt kann sehr kleidsam sein, wenn er nicht von den Allzuschanken gewählt wird. Für diese ist der rund abschließende Halsausschnitt vorteilhafter. Die Ausstattung besteht neben eingefügten Spitzen und im Stoff ausgeführten Stickereien aus abgesteppten Falten, da Reifalten des Wäschens wegen unpraktischer sind. Des Wäschens wegen ist auch die weiße Farbe allen anderen vorzuziehen.

Neben Batist und Mull, glatt und bestickt, haben wir in Waschvoile, Crepon und Frottee hübsche und dankbare Wäschstoffe. P. Gr.



Nr. 2657.

Nr. 2658.

Nr. 2658. Kleid mit kurzer Tunika für junge Mädchen. Das duftige Material der Vorlage bestand aus Waschvoile und Spachtel-einfähen in etwa 4 cm Breite. Ueber den glatten, oben leicht eingereichten Rod fällt eine etwas glöckig gehaltene, kurze Tunika, die mit einem breiten Saum abschließt. Die weite Kimono-taille mit ebenfalls weiten, angeschnittenen, halblangen Ärmeln erhielt einen über die Schulter laufenden Säumenstreifen, den Einfähe begrenzen. Die vordere Taillenmitte betonen einige Säumen, während die Längs-streifen aus Einfähen sich vorn und hinten als kurze Patten fortsetzen. Schmale Volants als Ärmelabschluß. Gürtel aus breitem Schärpen-band, das hinten zur Reißschleife gebunden wird. Erforderliches Material: etwa 3,50 m Voile, 100 cm breit.

Neues für die Kinder.



Nr. 2662.

Nr. 2662. Einfaches Kleid mit Volants für Mädchen von 6-8 Jahren. Zwei Gründe sind es, die die größte Einfachheit für die Kleidung unserer Jugend verlangen. Einmal ist zunächst die Kindlichkeit der Trägerin schärfster Schmuck, und dann benötigen wir im Sommer fast ausschließlich Wäschstoffe, die eben nur bei größter Einfachheit ihren Zweck erfüllen können. Je einfacher ein Kleidchen ist, desto leichter läßt es sich waschen. Was nun die Farbe der einfachen Kleidchen betrifft, so ist naturfarbenes Leinen das praktischste, weil aus ihm selbst die hartnäckigsten Flecke entfernt werden können. Wollmulline ist weniger vorteilhaft, weil zur Entfernung von Flecken stets das ganze Kleid gewaschen werden muß. An seine Stelle tritt Zephyr, Kattun, Frottee und Waschvoile. Nicht ganz so empfindlich wie Keimweiß ist Weiß mit farbigem Musterung und unter den Farben ist Rot dem Blau vorzuziehen, weil es in der Wäsche nicht so schnell bläht.

Unsere Vorlage besteht aus weichem Kattun mit roten Ringen und erhielt als Ausstattung einen Umlegekragen aus Glasbatist. Das Kleidchen besteht aus einer langen Taille mit angeschnittenen Ärmeln, die mit einem angelegten Volant abschließen und deren Länge man am besten nach der Breite des Stoffes richtet, um eine Naht in der vorderen Mitte zu vermeiden. Das Röddchen setzt sich aus drei schmalen, eingereichten Volants zusammen, deren unterster einem glatten Rodteil angehängt ist, während die beiden oberen aufgenäht werden; der oberste Volant setzt mit einem Köpfchen an, wodurch ein Gürtel entbehrlich wird. An Wäschstoffen sind schräge Nähte und Kanten zu vermeiden. Rückenschluß. Erforderliches Material: etwa 2 m Stoff, 80 cm breit.

Nr. 2660. Schürze mit Paffe für kleine Mädchen. Für heiße Tage haben sich die Kleider-schürzen als praktisch erwiesen, die im Hause und Garten das Kleidchen entbehren lassen. An unserer Vorlage ergab weiß-blauer Kattun das Material. Die Hängerteile, deren Ränder im Rücken aneinandertreten, sind eingereicht einer glatten Paffe angehängt. Eine schmale, blaue Blende deckt den Ansatz. Eine gleiche Blende begleitet den eingenahten Volant, der die Länge ergänzt. Rechts ist ein Täschchen angebracht, das oben mit einem Köpfchen abschließt. Hiermit harmonisieren die kurzen Puffärmelchen. Erforderliches Material: etwa 1,20 m Stoff, 80 cm breit.

Nr. 2661. Schürze in Kimonoform für kleine Mädchen. Auch diese Schürze kann an heißen Tagen sehr gut das Kleidchen ersetzen. Das Material ergab naturfarbenes Leinen und roter Kattun als Besatzstoff. Der glatten, durchgehenden Grundform sind kurze Ärmel, die mit einem breiten Saum abschließen, angehängt. Den herzförmigen Ausschnitt füllt ein Satz aus Besatzstoff. Gleiches Material ergibt den unteren Besatzteil, der in der vorderen Mitte mit einer Spitze aufsteigt. Erforderliches Material: etwa 80 cm Leinen und 25 cm Kattun.



Nr. 2660.

Nr. 2661.

Strand- und Reise - Hüte.



Phot. Tolbot, Paris.



Phot. Manuël, Paris.

Mit den Ferien hat die Hochsaison der Bade- und Ferien-Reisen eingesetzt. Die Badeplätze und Reisezentren bevölkern sich, und ganz von selbst erwacht der Drang unter all den Menschen, die zur Erholung, zum Ausruhen und zu noch größerem Teil als Rannequin ihrer Toiletten herbeigekommen sind, zunächst nur rein äußerlich zu glänzen und angenehm aufzufallen.

In Bezug auf die Toilette hat man es diesmal nicht gar zu schwer, das gezielte Ziel zu erreichen. Da ist jegliches alles gestattet. Die bagatelartige Idee reicht zum Eigennut und tollste Einfälle dienen dazu, die natürlichen oder künstlich gereinigten Reize in ein anzügliches Licht zu setzen, dessen magnetischem Schein nur die wenigsten zu widerstehen vermögen. Man muß sich aber andererseits auch gestehen, daß diese Zügellosigkeit der Mode zu Ueberreibungen geführt hat, die wir um den Ruf der Mode als solchen Willen gern vermeiden sehen würden. Und man hat allen Grund, sich denen anzuschließen, die mehr einseitliche und begrenztere Befehle der Mode wünschen.

Mit zu den wichtigsten Kleidungsgegenständen gehört die Toilette des Kopfes. Und wenn es auch andererseits als modern erklärt wird, „unbehütet“ zu gehen — auch so ein Ausdruck moderner Emanzipation — so werden solche doch bei weitem überstimmt von denen, die der Kopfbedeckung als Supplement der ganzen Toilette nicht entraten zu können glauben. Mit Recht! Zur weiblichen Toilette gehört aus ästhetischen Gründen schon ein Hut.

Für die Reise hat man zumal gegenwärtig einige wirklich nette Neuheiten herausgebracht. Für die noch überwiegende Zahl derjenigen, die die Eisenbahn benützen, zeigt man Filzreishüte, die sich wie Panama-hüte zusammenrollen lassen und in Rodenfarben bei wei-



Phot. Manuël, Paris.

tem unempfindlicher als diese sind. In weiß und hellfarbig dürfte das Häutchen auch am Strand eine häufige Erscheinung sein.

Neben solchen Hüten zeigt man aparte Samitis und Vercors in Haarfilzen und Roden sowie die eigentlichen Touristen- und Rodenhüte mit Gamsbärten und Bildgestecken. Auch Fadenlappen sind sehr häufig zu sehen.

Die Strandmode beschränkt sich nicht auf diese wenigen Arten. Sie ist weitergehend und übergreifend auf alle jene Richtungen, die die jeweilige Ruhmode auszeichnen. So komponiert sie Modelle, die einerseits Abschied vom Sommer nehmen, andererseits die Wintermode willkommen heißen. Die auf Strohrändern Filzrändern legen oder aus dem Kopf das winterliche Material hervorwachsen lassen.

Ganz Moderne haben auch diese Etappe der Mode überholt. Sie kleiden sich nach Pariser Art in schneeweiße Seide — Taffet oder Satin — oder auch Cord und Kailli. Daneben wagt sich auch der Samituhut schon heraus. Weich verarbeitet, mit weichem Kopf versehen, mit Netzen, Paradoxgestecken oder Humidi garniert, wird er den Glanz der Badehüte bilden. Man bringt ihn auch mit weißer Seide kombiniert in unzähligen aparten Ausführungen, von denen dem Canottier der Vorrang gebührt.

So bieten sich auch dieses Mal Gelegenheiten genug, den Wettstreit im Reich der Mode erfolgreich anzunehmen. Es heißt nun, sie auch richtig zu benützen, so zu benützen, daß der Badeaufenthalt 1914 nicht zu jener Reihe von verlorenen Zeiten gehört, an denen die Modeschöne im allgemeinen aber ziemlich arm zu sein pflegt. Ruberte, Paris.



Phot. Manuël, Paris.



Phot. Manuël, Paris.

Schach.

Bearbeitet von A. Krieses.

Alle auf diese Rubrik bezüglichen Aufdrucken wolle man an die Schachredaktion des „Illustrierten Blattes“ richten.

Aufgabe Nr. 6.

Von V. R. Zalkind in Moskau.
Schwarz.

Weiß.

Matt in drei Zügen.

Das vorstehende wertvolle Problem wurde vor einiger Zeit in einem ungarischen Problemturnier mit dem zweiten Preise ausgezeichnet.

Lösung der Aufgabe Nr. 5.

- | | | | |
|-----------|----------|-----------|----------|
| 1. Se7-d5 | Ke4xd5 | 1. e4-d3 | e4-d3 |
| 2. Sd3-b5 | n. f. w. | 2. Tc6-c5 | n. f. w. |
| 1. f4-b1 | La2-b1 | 1. Sd5-b3 | e4-c3 |
| 2. Sd3-b1 | n. f. w. | 2. Sd5-b3 | n. f. w. |
1. beliebig anders
2. Sd3-c5 n. f. w.

Von Aufgabe Nr. 4 ging ferner eine richtige Lösung ein von Karl Roemhild in Frankfurt a. M.

Schachliterarisches.

Das Turnierbuch des St. Petersburger Turniers, von Dr. Laxnisch herausgegeben, wird im Selbstverlage des Verfassers (Nürnberg, Hirschstr. 62) spätestens Mitte Juli erscheinen. Es wird eine Sammlung sämtlicher Partien mit ausführlichen Erläuterungen enthalten. Bei der Bedeutung des Petersburger Turniers darf dies, von einem Meister wie Laxnisch bearbeitete, mit sorgfältigen und instruktiven Anmerkungen versehene Sammlung der Turnierpartien mit Recht auf das Interesse der Schachfreunde rechnen. Es ferner das Turnier für den Ausbau der Eröffnungstheorie von hervorragender Bedeutung ist, und der Verfasser dieses Gebietes bei jeder Partie, und lobenswerth noch in einem zusammenfassenden Artikel mit besonderer Sorgfalt behandelt hat, so ist das Turnierbuch zugleich ein modernes Lehrbuch der Eröffnungen, das für Turnierspieler zur Zeit unentbehrlich sein dürfte. Trotz der sorgfältigen Arbeit erscheint das Buch schon so kurze Zeit nach Beendigung des Turniers.

Der Preis des elegant gebundenen Buches beträgt 7 Mark.

Nachtrag verboten.

Rösselsprung.

•	Lich	glänzt	und	ist's	die	•
•	•	•	•	•	•	•
•	•	•	•	•	•	•
•	•	•	•	•	•	•
•	•	•	•	•	•	•
•	•	•	•	•	•	•
•	•	•	•	•	•	•
•	•	•	•	•	•	•

Dexierbild.



Der alte Sepp liest einen Brief,
Der nicht für ihn geschrieben
Es steht manch' heißes Wort
Tarin, von Abschiedschmerz und Lieben.
Wer hat den Brief verloren?

Auflösungen.

Rösselsprung-Rebus.

Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen.

Silbenrätsel.

Trache	Chemie
Gesmer	Meeress
Münster	Sterne
Beute	Seni
Gnagel	Geldern
Reiber	Derne
Delta	Labak
Ida	Faber
Gene	Nero
Nadel	Telphin
Schiller	Leiche
Termin	Rinden

Dem Verdienste keine Kronen.

Schiller.

Rätsel.

Winde - Rinde - Vinde - Rinde.

Wortesfahrtsrätsel.

A	C	B
Daten	Der	Grube
Boh	Wut	Rann
Guten	Mat	Haus
Löwen	Maul	Gel
Kann	Cber	Werk
Gold	Reh	Wert
Stille	Antel	Land
Stand	Uhr	Glas
Polar	Meer	Schaum

Harmonium.

Rapselrätsel.

Schauwollen, Zintenwischer Seneca, Wandbilder, Nickelstahl, Tauchmilch, Großmacht, Kampendocht, Dachviertel, Elisabeth, Dorkmar, Wirbelwind, Fawunderung, Auktorte.

Unwissend bin ich nicht,
doch viel ist mir bewußt.

Goethe.

Haus und Küche.

Bereitung von Speiseeis im Hause.

Wenn man Fruchtis in größeren Mengen benötigt, wie zur Sommerzeit und bei Familienfesten, bei denen es namentlich in der warmen Jahreszeit eine beliebte Erfrischung ist, so kann man es auch ohne Eismaschine in jedem Haushalt bereiten, wenn man folgende Winke beachtet. Das in einem groben Lappen eingeschlagene Eis schlägt man mit spittem Hammer zu möglichst kleinen Stücken. Davon packt man etwa handhoch in einen Eimer, bestreut es dicht mit Viehsalz, stellt die enge Blechbüchse, in der das Speiseeis bereitet werden soll, etwa eine große Kalao-, Bonbon-, Honig- oder Keksbüchse, Milchsaune usw. fest darauf in die Mitte und umhüllt sie dicht mit Eis und Viehsalz, das man sehr ankopft. In die sauber ausgeriebene Büchse gibt man nun die Gefriermasse und unter ständigem Drehen derselben und öfterem Abstoßen der gefrorenen Masse und Berühren derselben läßt man es fest werden. Wenn es recht schön glatt und fest geworden, serviert man es entweder mit oder ohne Schlaglähne und Eiswaffeln auf Eischälchen oder Tellern. Anfängerinnen bedienen sich zur Mischung der Fruchtismasse vielleicht auch einer Gefrorenen-Bage, die es für billigen Preis bei jedem Optiker gibt. Wird dabei stets darauf geachtet, daß sie bis zu 17 Grad mit der Masse gleich steht, so ist ein Mischen desselben ausgeschlossen.

Erdbeereis. 1/2 Pfund Walderdbeeren drückt man durch ein Sieb, gibt 1 Pfund Zucker, den Saft von 2 Zitronen, einige Tropfen Cochenille oder Alkermes zum Färben und 1 Liter Wasser dazu, gießt alles durch ein Sieb und füllt es in die Gefrierbüchse.

Himbeereis. 1/2 Pfund Himbeeren treibt man durch ein Sieb, gibt 1 Pfund Zucker, den Saft einer Zitrone, einige Tropfen obiger Farbe und 1 Liter Wasser dazu und läßt nach dem Durchsieben gefrieren.

Schokoladeeis. 1/2 Pfund Zucker, 1/2 Pfund geriebene Schokolade, frische Eier und 1 1/2 Liter Milch werden unter Rühren zum Kochen gebracht, dann erkalten gelassen, wobei man öfter rührt und zum Gefrieren wie oben angegeben behandelt.

Kaffeeis. In 2 Tassen Wasser lasse man 1/2 Pfund frisch gebrannten gemahlene Kaffee langsam 10 Minuten kochen. Durchgeseiht, gebe man 1 Pfund Zucker, 4 Eigelb und 1 Liter Milch dazu, lasse alles unter Rühren bis zum Kochen kommen, dann unter Rühren erkalten und endlich gefrieren.

Zitroneneis. Das Gelbe von 5 bis 6 Zitronen gibt man feingewiegt in 1 Liter Wasser, in dem man 1 Pfund Zucker auflöst. Nach 1/2 Stunde gibt man den Saft der Zitronen dazu, gießt alles durch ein Sieb und läßt es gefrieren.

* *

Will man Käse selbst bereiten, so verhindert man Schimmelbildung dadurch, daß man gelächten, zerfallenen Kalk durch ein Sieb laufen läßt und mit diesem feinen Pulver die Käse äußerlich bestreut. Der Kalk befördert das Reifen der Käse, erhält sie madenfrei, verhindert ganz bestimmt die Schimmelbildung und hat dennoch keinen Einfluß auf den Geschmack.

Gegen die lästigen Schmeißfliegen, die so schnell ihre Eier ablegen auf alle möglichen Exkreten, gibt es ein treffliches Schutzmittel im Vorbeereis. Stellt man dieses in flachen Schälchen in die geöffneten Fenster, so hält man die unangenehmen Gäste fern.



Hochsaison im Freibad Wannsee bei Berlin.

Phot. Schröder Gerd. Berlin.



„Gläserne“ Tiere.

Text und Bilder von H. Forstreuter (Wien).



Ein zierliches „Spielzeug“ der Natur könnte man die winzigen zarten Wesen nennen, von denen wir einiges erfahren wollen. So zierlich, daß der geschickteste Glasbläser sich vergebens bemühen könnte, ähnliches nachzuschaffen; so schön geformt, daß man glauben muß, die Natur ist die vollkommenste Künstlerin, die nur so aus dem Kiesel schüttelt, ohne welche Anstrengung merken zu lassen. Die Glasschwämme — denn sie sind zuerst einmal gemeint — können im eigentlichen Sinne gläserne Tiere genannt werden. Ihr äußeres Gerüst setzt sich nämlich aus feinen Kieselnadeln zusammen, enthält also einen wichtigen Bestandteil unseres gewöhnlichen Glases. Zudem ist dieses Kieselstelekt durchscheinend, fast durchsichtig wie Glas. Und an Sprödigkeit lassen die kleinen Nadeln nichts zu wünschen übrig.

Die Grundform aller ist die Sechsstrahligkeit. Man denke sich an einem Würfel nur die drei Hauptachsen, also drei Achsen, welche sich unter einem rechten Winkel schneiden, so trifft man die eigentlich Form. Wie sehr die Natur eine einzige Dreieckszubauern vermag, zeigt die „lustige“ Vielfältigkeit der Arten, die sich auf dieser Grundform aufbauen. Bald bleiben die drei Achsen gleich lang; bald verlängern oder verkürzen sich eine oder zwei; teilen oder verästeln sich. Indem jedes Ende entweder ein Scheibchen oder Sternchen trägt, bisweilen auch zu einem pinselförmigen Büschel sich umgestaltet, nimmt die Mannigfaltigkeit der Formen zu.

So ein einziges harmonisch gebautes Körperchen ist aber noch kein Tier. Das besteht aus einem weichen Schleim, der von dem zierlichen Gerüst gestützt wird. So einem Schwamm: mangelt augenscheinlich alle Fähigkeiten eines Tieres nach unserem Sinne. Er kann sich nicht bewegen, hat keine wahrnehmbaren Sinne, weder einen Darm, noch ein Blutgefäßsystem und noch manches andere nicht, was wir von einem „echten“ Tiere erwarten. Ja, äußerlich ist tatsächlich an einem solchen „Klumpen“ kein Leben wahrzunehmen. Erst wenn wir ein wenig Farbstoff in das umgebende Wasser bringen, wird eine kleine Strömung nach den größeren Öffnungen wahrnehmbar. Kurzum, die Schwämme gehören zu den niedrigsten Tieren, besonders auch insofern, als es einer wissenschaftlichen Bestimmung der ursprünglichsten Eigenschaften eines Tieres bedarf, um den Schwamm als solches zu kennzeichnen. — Wie schon gesagt, sind viele Tausende der kleinen „Kunstwerke“ zu einem Gerüst verbunden, das natürlich auch wieder sehr mannigfaltig sein kann. Es ist vielleicht interessant zu erfahren, daß bis jetzt mehr denn zweitausend Arten von Kieselchwämmen bestimmt worden sind.

Die Merkwürdigkeit eines Kieselchwammes ist noch nicht erschöpft. Bei manchen Arten können wir das vor uns im Wasser befindliche Wesen „ein Tier“ nennen, dessen wesentlichster Teil die sogenannte Geißelkammer ist. Das ist der in der Mitte befindliche Hohlraum, welcher durch Kanäle mit der äußeren

Umgebung verbunden ist. Er hat seinen Namen nach den Zellen, die ihn austapezieren. Jede derselben besitzt nämlich einen kleinen schwingenden Faden, die Geißel. Solcher Arten gibt es verhältnismäßig wenige. Meistens haben wir mehrere Geißelkammern vor uns. Dann sprechen wir von einem Tierstock, also einem kleinen Tierstaate. Gerade die Glasschwämme machen die „sozialen“ Verhältnisse noch verwickelter. Mehrere solcher Verbände, hier Stöckchen genannt, bilden einen Stock, also eine Vereinigung vieler tausend Wesen, welche sich in

entfernten Verwandten, der Stenophoren oder Rippenquallen. Von ihnen sagt Hertwig, daß sie „alle pelagischen Organismen an Durchsichtigkeit und Zartheit der Gewebe übertreffen“; daß „ein heftiger Wasserstrudel genügt, sie zu zerreißen, und daß alle Versuche, sie zu konservieren, bis jetzt gescheitert sind“. In dem birnförmigen Körper ist auch die kleinste Verzweigung der „Kanäle“, „Trichtergefäße“ und „Sinneskörper“ sichtbar. Man könnte von ihnen sagen, daß sie das Düftigste, Hingehauchteste seien, was die Natur nach dieser Seite hervor-

zubringen vermocht hat. Der an den einzelnen inneren Teilen verschieden starke und farbig verschieden abgestufte Schiller erhöht noch diesen Eindruck. Eine genaue Einführung in den interessanten Körperbau würde hier zu weit führen.

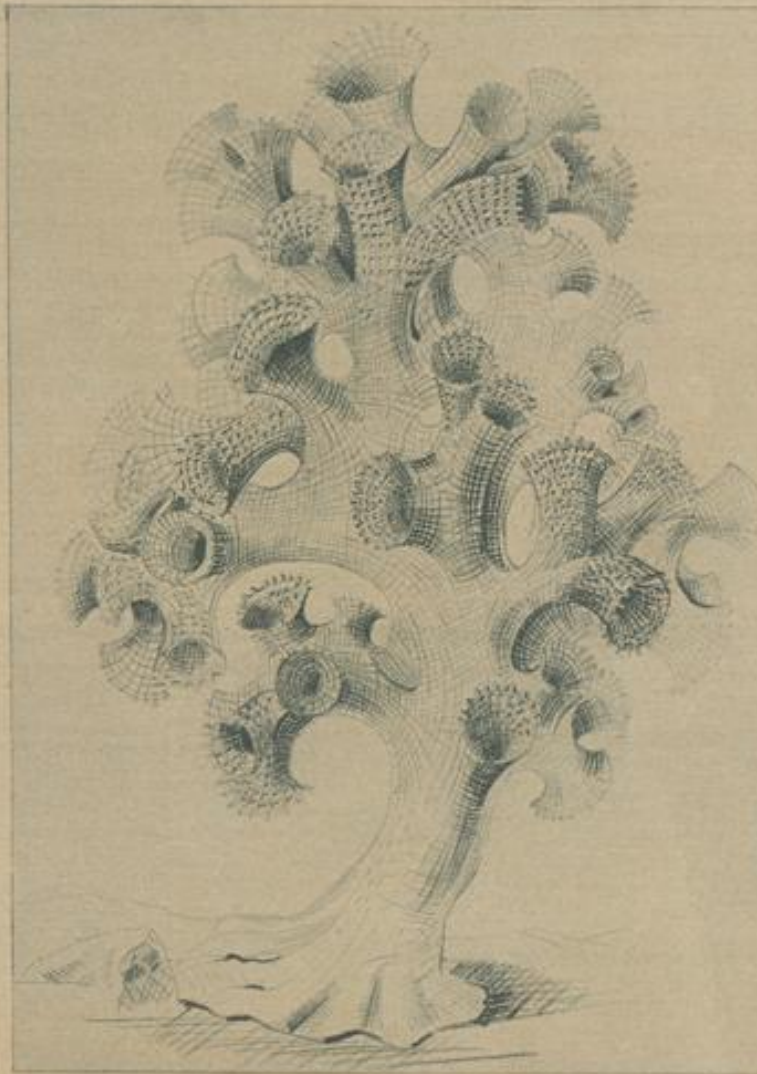
Von anderen pelagischen Tieren sind vor allem die Salpen erwähnenswert, deren „Mantel“ Zellulose enthält, einen organischen Stoff, wie wir ihn in der Pflanzenzellenwand vorfinden: Trotz einer ziemlich dicken Schicht erscheinen die Tiere fast vollkommen durchsichtig. Auch Formen, deren nächste Verwandte einen festen, undurchsichtigen Körper haben, nehmen als Planktonbewohner eine „pelagische Gestalt“ an, wie Krebse, Muscheln und Fische.

Zierliche „Glästchen“ sind auch die Rädertierchen. Die mikroskopisch kleinen wurmartigen Tierlinge sind Bewohner des „ewigen Schnees“. Ihr durchsichtiges Körperchen vermag ruhig einzufrieren. Taut man es auf, so beginnt das vorher unterbrochene Spiel des zarten Wimperkranzes von neuem.

Will man die Bewegung eines kleinen Krebschens in allen Phasen studieren, so braucht man nur einen der sehr häufigen Flohtreibe (Daphnien) in einem Wassertropfen unter das Mikroskop zu bringen. Der zarte Leib bricht die Strahlen fast gar nicht, verhält also weder den Bau noch die Arbeit der inneren Organe.

Wir wissen, daß die feinsten organischen Gebilde die Nervenfasern sind. Es glückte den Forschern lange nicht, festzustellen, wie ein Nerv an einem Muskelfaserchen ansetzt. Die Rädertierchen offenbarten das „Geheimnis“ nicht. Da beschäftigte man sich zufällig mit kleinen Tieren, die im Süßwasser oder im Moose leben, den Bärtierchen, um ihre „Gevatterschaft“ festzustellen.

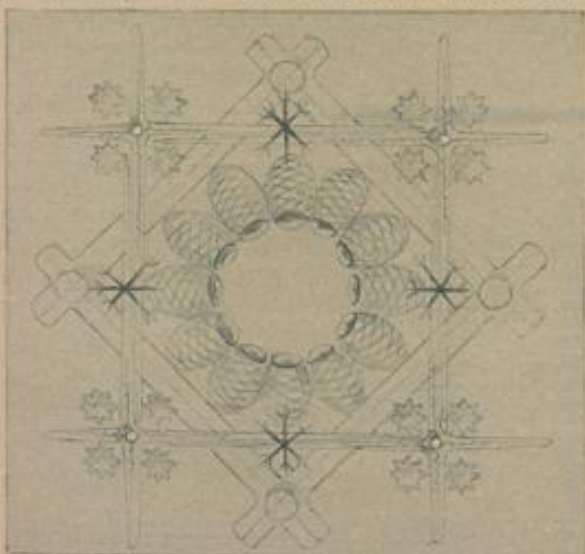
Natürlich wunderte man sich über die vollkommene Durchsichtigkeit der Winzlinge. Und Dohere gelang es wirklich, an ihnen zu schauen, wie der Nerv am Muskel endigt. Wenn man ermittelt, welche Zartheit der umgebenden Gewebe zu dieser Beobachtung vorausgesetzt werden muß und wie die Rippenquallen im Tierreich stehen, so wird man eine Vorstellung von deren Zartheit erlangen können. — So nebenher mag gestattet sein, zu bemerken, daß die Bärtierchen mehrere Jahre eingetrodnet ruhen können, ohne das Leben zu verlieren. Eine Art hat man sogar nach dem berühmten Arzt Huseland genannt, der eine Anweisung zur Verlängerung des Lebens geschrieben hatte.



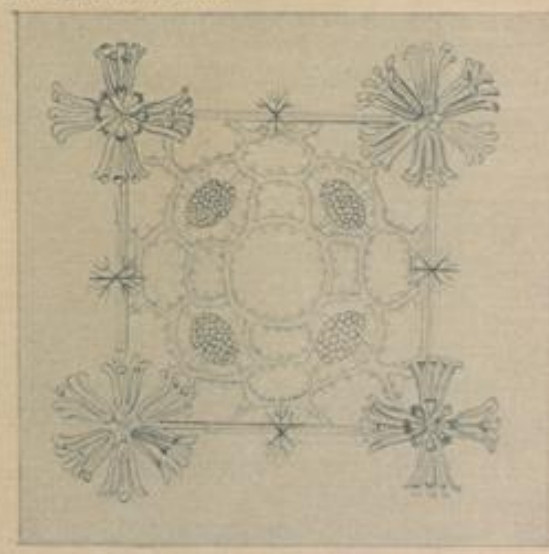
Der Glasschwamm *Farrea Haeckelii*.

ihren Lebensbedürfnissen vollkommen angepasst haben. Während bei anderen Schwämmen ein unregelmäßiger, äußerlich wenig gegliederter Klumpen vorhanden ist, wissen die „Glästchen“ auch in ihren großen Verbänden die Zierlichkeit und Regelmäßigkeit zu wahren. Wir finden regelmäßig verästelte Bäumchen, fein gewundene Bänder, gestielte Äugeltichter, Stämme mit fortzieherartigen, verästelten „Zweigen“ u. a. Als sehr zierliche Formen erwähnen wir das „Venustierchen“ mit siebartiger Deckplatte, die baumartige, aus hohlen Röhren zusammengesetzte *Farrea*, deren dünne Wände ein äußerst feines Gitterwerk zeigt. Die quadratischen Maschen sind von geradezu wunderbarer Regelmäßigkeit und Zierlichkeit, so daß nur das Bild den wahren Eindruck wiedergeben kann. Ferner entzückt das Auge die becherförmige *Holtenia* auf dem buschigen Stiele, dessen zusammengedrehten Kieselnadeln sich durch nichts von gesponnenem Glas unterscheiden. Ueberhaupt glaubt man die kunstreichsten Filigranarbeiten aus gesponnenem Glas vor sich zu haben. Daß solche zarten Gebilde nur im Wasser leben können, in einem Mittel also, das die Tiere allseitig trägt und gegen Stöße schützt, erscheint uns selbstverständlich.

Unser Thema soll uns noch einige merkwürdige Formen vorführen, die wegen ihrer Fähigkeit, „durchsichtig wie Glas“ zu sein, allgemeines Interesse erregen dürften. Seltenerweise sind es meistens Tiere des Planktons, also der oberen Wasserschichten des Meeres. Quallen sind dem Strandgäste bekannte Erscheinungen, da das unbarmherzige Meer in seiner Erregung alles an die „Luft“ (soll heißen: Strand) setzt. Aber was bedeutet die Durchsichtigkeit dieser Ohrenquallen gegen die ihrer



Eine Masche des Schwammes *Farrea Haeckelii*.

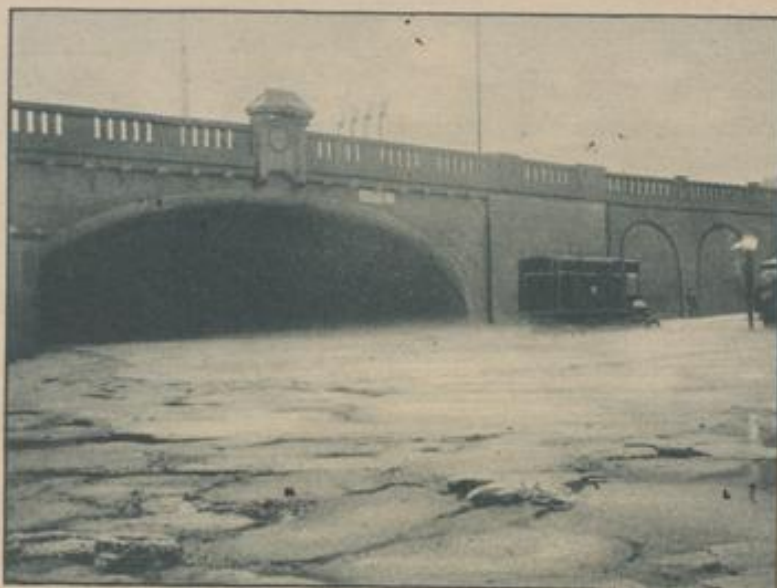


Ein Stück aus der äußeren Haut von *Euplectella aspergillum*. (Stark vergrößert).



Phot. Koster u. Co., München.

Joseph Chamberlain,
der bekannte englische Politiker, der sich seit Jahren vom politischen Leben zurückgezogen hatte, starb am 3. Juli im 78. Lebensjahre in London.



Das große Hagelunwetter in Nürnberg.

Ein Postauto blieb stecken. Die Hagelkörner hatten einen Durchschnitt von 35 bis 38 Millimeter.



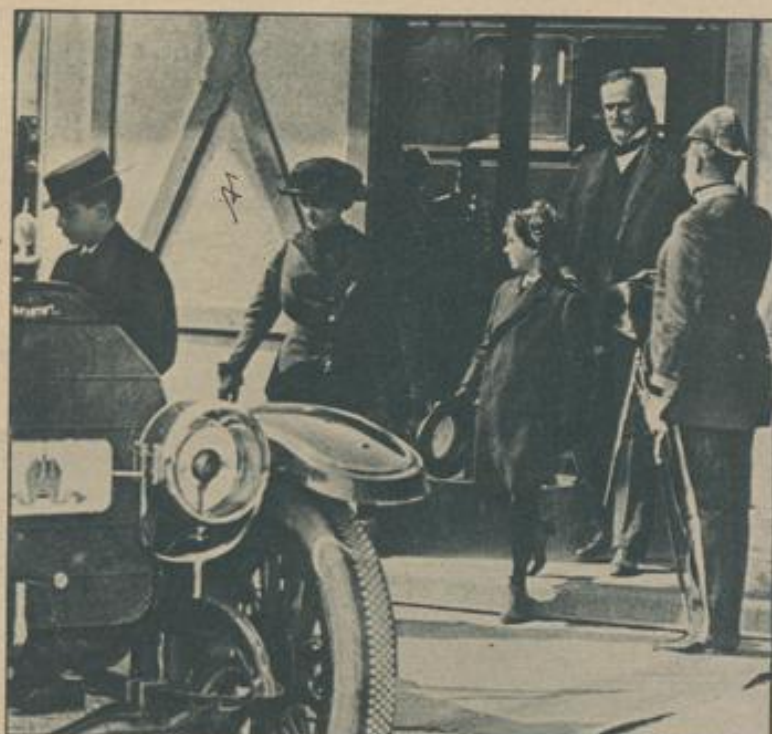
Photothek, Berlin.

Der Reichskanzler kommt von der Berliner Trauerfeier für das ermordete Erzherzogspaar.



Leipziger Presse-Büro.

Schloß Artstetten, die letzte Ruhestätte für den Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin.



Photothek, Berlin.

Die Kinder des ermordeten Erzherzogspaares kommen vom Begräbnis ihrer Eltern zurück.



Phot. Walter Schmidt, Frankfurt a. M.

Die neue Operette: „Ein Tag im Paradies“ von Edmund Eysler, die mit Herrn Viktor Fleming in der Hauptrolle im Neuen Theater (Frankfurt a. M.) bei ausgezeichnetester Darstellung einen großen Erfolg erzielte. Von links nach rechts die Herren: Großmann, Arnold, Fleming, Cobe, Hille, die Damen: Dora Tillmann und Käthe Dorch.

Druck der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Frankfurt a. M., Große Eschenheimerstraße 33/37. Bezugspreis: Vierteljährlich 90 Pfg. zuzüglich Postgebühren. Für den Inhalt verantwortlich: Max Weisenheryner, Frankfurt a. M.